Ms 1946-8

Pol. g. 466 º - 1

POLITISCH-PHILOSOPHISCHE

GESPRÄCHE.

VERFASSET

VON

C. VON KNOBLAUCH.

R

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ERSTER THEIL.

BERLIN 1792.

IN DER VOSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

GESPRÄCHE.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich gab im Jahre 1789 zuerst eine kleine Skizze des gegenwärtigen Werkes, unter dem Titel: Dialogen über einige Gegenstände der politischen Oekonomie und Philosophie, heraus. Herr Hofrath *Wieland* zu Weimar, der diese Gespräche, bis auf wenige Stellen, seines Beifalls würdigte, erlaubte mir, sie mit einigen Zusätzen und Abänderungen, die ich ihnen gab, in den teutschen Merkur zu bringen. Hier übergebe ich sie vermehrt, und,

wie ich glaube, hin und wieder verbessert, dem Publikum. Ob und wenn der zweite Band erscheinen wird? das wird theils von meinen eigenen Verhältnissen, theils von dem Urtheil *sachkundiger* Richter über den Werth oder Unwerth dieses ersten Bändchens, theils von dem Gange abhangen, den das jetzt unter so manchen — Verderbenschwangern? oder heilbringenden? — Krisen laborirende System der politischen Welt indessen nehmen wird.

v. K.

Politisch-philosophische Gespräche.

Erstes Gespräch.

Die Wälder.

Nobis placent ante omnia silvae!

Virg.

Der Markis. Der Baron.

(Die Scene ist im Walde.)

Der Markis.

Ich war eben in Ihrer Behausung, Baron, in der Absicht, sie zu besuchen. Man sagte mir, Sie wären in den Wald gegangen, und ich eilte hieher, weil ich vermuthete, dafs Sie in diesem Eichenhain, den Sie so sehr lieben, den Dryaden die Cour machen, oder mit Ihren Lieblingsgöttern, den Faunen und Satyrn, konversiren würden.

Der B. Willkommen, Herr Markis, in diesen traulichen Schatten! Hier in meinem Vaterlande vermissen Sie freilich den immergrünen Baum, in welchen Daphne verwandelt wurde, so wie den Oelbaum und die köstlichen Granaten. Ach! — und Amors Lieblingsgesträuch, die zärtliche Myrte, mit Oleandergebüsch gegattet!

Der M. Ob ich gleich aus der wärmsten Gegend der Provence bin, und ein Franzose, wenn es je einen gab; so gestehe ich Ihnen doch, Baron, dafs ich Ihre wolkenhohen Wälder von Eichen, Buchen und Tannen jenen lieblichen Gruppen von Orangen- Lorbeer- Oel- und Feigenbäumen fast vorziehe, welche einige Stellen meines vaterländischen Bodens zieren. Jene wohlgeruchduftenden Schatten sind nicht dicht genug, um das Asyl verschwiegner Liebe zu seyn, welche sonst unter unserm milden Himmel ihre schönsten Spiele feiert und durch seinen wohlthätigen Einfluſs so sehr begünstigt wird. Aber hier, in Ihren germanischen Hainen scheint das Geheimniſs

seinen Thron aufgeschlagen zu haben. Die tiefe Stille, die grüne Nacht, die mehr errathen als sehen läfst, die süfsen Schauer, die uns durchdringen, wenn das jugendlichste und sanfteste von Aeols Kindern, durch leises Hauchen das Laub der Wipfel lispeln macht — das alles wirkt mit so mächtigem Zauber auf unsere Seele! Und ich wollte wetten, Baron, dafs die Nymphen dieser nördlicheren Gegend, von Frühlingsgefühlen überrascht, und unter diesem dichten von der Hand der Natur errichteten Gewölbe, gegen die Foderungen eines zärtlich ungestümen Fauns nicht spröder seyn würden, als es ihre Schwestern in den Oel- und Weingärten des mittäglichen Frankreichs sind. —

Der B. Sie lassen unsern Wäldern Gerechtigkeit widerfahren, Markis. Und was noch mehr ist! der Begeisterung, welche diese Wälder Ihnen einflöfsen, haben wir es zu danken, dafs unser Markis auf dem Wege ist, ein Dichter zu werden. Er wird um der Geheimnisse der Liebe willen die Wälder in den Schutz jener Grofsen empfehlen,

welche an die Stelle des alten Sylvans gekommen sind, um ihn und die übrigen Waldgottheiten, in der Qualität der Beschützer abzulösen.

Der M. Aber denken Sie nicht, Baron, dafs es blofs die freundlichen Nymphen und die Spiele der Liebe sind, um derentwillen ich für die Wälder sollicitiren möchte! Ach! — diese reizenden Kinder der Natur sind uns noch zu so manchen grofsen Zwekken wichtig! Ich bin auf meinen Reisen Zeuge des Holzmangels in mehr als Einer Gegend von Frankreich, und in einigen Provinzen des ehemals so waldreichen Deutschlandes gewesen. Ein trauriger Mangel! — Aber hier, Baron — ich bekenne es Ihnen, so sehr ich auch für die Wälder eingenommen bin, so ernstlich ich sie noch diesen Augenblik in Schutz genommen habe, hier könnte, wie mir däucht, noch ein grofser Theil der Waldung ausgerottet, und der Boden in Aecker und Wiesen verwandelt werden. Wo menschliche Wohnungen stehen können, da sollten nicht Bäume stehen.

Wo die Erde Menschen nähren könnte, da sollte sie ihre Früchte nicht blofs zur Nahrung der Hirsche und wilden Schweine hergeben. — Ah! — schön! jetzt eben kommen wir an eine Stelle, wo man angefangen hat, meinen Wunsch zu erfüllen! Da liegen alte Eichen auf die Erde gestreckt, dort macht man das Land urbar, und bald wird da Weizen und Gerste gesäet werden, wo jetzt im Schatten wilder Bäume Gras wächst.

Der B. Machen Sie doch, dafs wir von dem fatalen Fleck wegkommen!

Der M. Was ist Ihnen, Baron? ergrimmen Sie im Geiste bei'm Anblick des Triumphs, den die Industrie und Kultur über die rohe und wilde Natur feiert? Wie verdient machten sich nicht jene Jünger des heiligen Benedikts um Ihr Vaterland, als sie unwegsame Wälder aushauen liefsen, und den wohlthätigen Ackerbau in Gegenden verbreiteten, welche die freundliche Ceres so wenig als Pomona, mit ihren Gaben beglückt hatte?

Der B. Ganz Recht, lieber Markis! dem

Orden des heil. Benedikts hat Deutschland in Ansehung seiner physischen und sittlichen Kultur viel zu danken. Damals als der Harz, der Schwarzwald, und die *Sylva Buconia* noch Auerochsen, Elennthiere und Bären beherbergte, *) war es Verdienst, zu diesen Bewohnern der Wildnisse das »*veteres migrate coloni!*» zu sprechen, und den Menschen in den Besitz einer Gegend einzusetzen, die schon lange vergebens darauf wartete, von seiner arbeitsamen Hand aufgeräumt, bepflanzt und verschönert zu werden. Der Kampf mit den wilden Bestien war rühmlich, und diesen Ruhm, Länder von Ungeheuern befreiet zu haben, erwarben sich in der alten Welt die Herkules und andere Heroën, so wie es in spätern Zeiten, im herzynischen Walde, die Behringer (Bär-Ringer) thaten. Ich habe nichts dagegen, wenn man dafür sorgt:

---

*) *Ursos gignit plurimos, apros innumerabiles, lupos numerum excedentes.* — Walafridus Strabo, de vita et miraculis Sancti Galli. — — —

Ut procul Hercyniae per vasta silentia sylvae
Venari tuto liceat — wie Claudian singt; aber wenn eben dieser Dichter fortfährt:

— — *Lucosque vetusta*
Religione truces et robora numinis instar
Barbarici, nostrae feriant impune bipennes;

so wäre ich versucht, ihm, als einem Frevler an der Nachwelt, die Axt abzunehmen. Man hat, wie ich überzeugt bin, zu viel Wald ausgerottet, und dieses zufolge des an sich richtigen, aber so oft mifsverstandenen und verkehrt angewendeten Grundsatzes: dafs man die Bevölkerung, und mithin auch den Anbau des Landes, möglichst befördern müsse. Wir haben an gewissen Orten, und nach dem Verhältnifs der jetzt zu benutzenden Nahrungsquellen, eher zu viel, als zu wenig Menschen, und die Quantität des Holzes, die noch dazu täglich abnimmt, ist der Consumtion, oder dem Bedürfnifs, welches mit der Menschenmenge zugleich wächst, nicht proportionirt. Die traurigen Folgen dieses Mifsverhältnisses lassen sich vorhersehen. — — — Um unter tausend Beispielen

von der noch immer fortdauernden Verwüstung der Wälder Ihnen hier nur Eins zu geben! Auf Anordnung eines gewissen Forstdepartements wurde im Amte N - - - en, an der S - - kürzlich ein Stück Eichenwald ausgerottet, um den Fleck für den Pachter des gedachten Amtes urbar zu machen. In dieser ganzen Gegend ist — wie der Augenschein einen jeden, und das Zähnklappen die armen Bewohner im Winter lehrt, die Quantität des Holzes =o, und des Ackerfeldes zu viel, d. h. weit mehr, als die Besitzer bei weniger und schlechter Viehzucht landwirthschaftlich benutzen können. Der Wald wurde weggehauen, und als das Urbarmachen nun angehen sollte, fand man, was man hätte vorherwissen können, dafs der Boden nichts als aufgeschwemmte Kiesel, und jeder Ueberschwemmung des Flusses ausgesetzt, mithin zur Kultur ganz untauglich sei. Man sah sich an, bedauerte, dafs der Platz quaest. aus Kargheit der Natur die gesegneten Erndten nicht hervortreiben wollte, die man erwartet hatte, und — liefs

die Kiesel liegen. Nun ist es, statt eines artigen Eichenwäldchens, ein öder Fleck, mit dürftig aufschlagendem Erlengebüsch und Disteln bewachsen. — — Sie, Herr Markis, wollen doch nur die überflüfsigen Wälder ausgerottet haben?

Der M. Das ist natürlich, Baron. Zwar heifst es: *superflua non nocent;* aber wenn ich doch den Boden, der jetzt Holz trägt, auf andere Art besser benutzen kann — —

Der B. So mufs man das Holz auswurzeln. Sie setzen also, wie es scheint, voraus, dafs in Teutschland noch Ueberflufs an Holz existirt?

Der M. Ich darf Ihnen nur die ehrwürdigen Reste der ungeheuren Wälder des alten Germaniens, den Odenwald, den Schwarzwald, die Harzwälder, und einige Distrikte des thüringer Waldes citiren. Alles grofse Wälder!

Der B. Grofse Wälder, lieber Markis, sind darum noch nicht überflüfsige Wälder. Ich möchte Sie fragen, was für einen Maafsstab Sie in dieser Gattung haben, um die

Gröfse, dieses so relative Ding, zu bestimmen? — — Es ist wahr, die thüringischen und die Harzwälder sind sehr grofs, wenn man sie mit den kleinen elenden Holzungen vergleicht, welche die übelverstandene Oekonomie Ihrer Staatswirthe in Ihrem Vaterlande übriggelassen hat. Aber da Sie die Holzkonsumtion in jenen Gegenden nicht durch einen exakten Kalkul kennen, so können Sie auch mit dieser unbekannten Gröfse die Menge des dort noch vorhandenen Holzes nicht vergleichen, und also das Verhältnifs der Waldungen zur Holzkonsumtion, d. h. zum Bedürfnifs des Staates, nicht berechnen. Wo erfroren in unsern scheuslichen Wintern mehr Menschen? dort, in jenen waldreichen Gegenden, oder im ungleich kältern Sibirien,

Pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura! *) Hor.

oder in Ihrem holzarmen Vaterlande?

---

*) Welcher Vers nur auf die nördlichsten Gegenden dieses grofsen Landes anwendbar ist. —

Der M. Freilich Baron, das Erfrieren ist fast eine eben so schlimme Sache, wie das Hungerleiden. Aber Brodt bleibt doch immer die erste Nothwendigkeit; Holz nur die zweite. Definiren die Physiokraten nicht den Menschen durch: ein Thier, welches Brodt frifst?

Der B. Sie wissen, dafs ich nicht für die Physiokratie, und nicht für die Abgabe 40 von 100 bin. Man könnte den Physiokraten gleich anfangs bei ihrer Definition des Menschen zurufen: der Mensch lebt nicht vom Brodt allein! — Holz ist nur in warmen Ländern —

Ver ubi longum, tepidasque praebet
Jupiter brumas, et amicus Aulon
Fertili Baccho minimum Falernis
Invidet uvis — — von der zweiten Nothwendigkeit. In kalten Ländern — und dazu gehört Deutschland doch eher noch als zu den warmen — ist es so nothwendig, wie Brodt. Sie haben es selbst eingeräumt.

Der M. Nicht, dafs ich's wüfste, Baron. — —

Der B. Sagten Sie nicht eben: Erfrieren sei eben so schlimm, wie Hungerleiden? Ich dächte, der Staat müfste nicht blofs für den Brodtschrank — sondern auch noch für die Öfen und den Herd seiner Kinder sorgen.

Der M. Aber nach Sankt-Peters und Eulers Philosophie mufs es in der Welt immer wärmer werden. Die Entfernung der Erde von der Sonne — diesem grofsen Quell des Lichts und der Wärme *) — bleibt bekanntlich sich nicht gleich. Wir, an unsern Glob gefesselt, nähern uns, gezwungen seinen Bewegungen zu folgen, mit ihm zugleich dem Gestirn des Tages. Zuletzt — aber es wird eine lange Zeit dazu erfodert; ach! Baron, wir Ephemeren erleben es nicht! — müssen wir ihm so nahe kommen, dafs die von den Stoikern und dem heil. Peter ange-

*) Wiewohl man es als ausgemacht annehmen kann, dafs unsere Erdkugel eine eigenthümliche, innere, von der Wirkung der Sonnenstralen unabhängige Wärme besitzt.

gekündigte Weltverbrennung erfolgt. Lassen Sie uns also für das Schicksal unserer Nachkommen nicht bange seyn. Ihre Winter sind dem jüngsten — und heifsesten — Tage so viel näher, als die unsrigen, und also gewifs gelinder. Folglich brauchen sie weniger Holz.

Der B. Als Christ bin ich ganz für die Weltverbrennung. Aber da ich so ein frostiges Geschöpf bin, als ob ich aus den glücklichen Gefilden von Hiéres, oder aus Apulien und Sicilien, nach Norwegen versetzt worden wäre, so ist mir — ich gestehe es — ein wenig bange, dafs ehe der Erfolg Peters Weissagung und Eulers Konjektur verificirt, noch erst die Eisperiode, womit Büffon uns bedrohet hat, eintreten und dem Leben der organischen Natur ein Ende machen wird. Die Menschen haben einen so grofsen Hang zu traurigen Prophezeiungen. Der eine zerstört die Welt durch Feuer, der andere gar durch Eis. An das Wärmerwerden unserer Winter glaube ich nicht. — —

Der M. Gesetzt aber, Büffons kühne Weissagung träfe ein — und man hat ja Beispiele genug von Weissagungen, die zufälligerweise, d. h. so eingetroffen sind, wie unter hundert Blinden, die nach der Scheibe schiefsen, *einer* einmal in's Schwarze trifft — und unsere Winter würden in der Folge immer kälter; so tröstet uns dieser philosophische Prophet doch über das zunehmende Bedürfnifs und die abnehmende Menge des Holzes, durch die grofsen Schätze fossiler Kohlen, welche die Natur in die Erde gelegt hat, um uns zu erwärmen, wenn es auf unserm frostigen Planeten keine Wälder mehr giebt. —

Der B. Ach! ein elender Trost, Herr Markis! Ich lese Ihnen eine Stelle aus dem *Meierhofe* meines Vanière vor:

Aspicis effosso terris carbone Britanni
Quam male dissolvunt frigus, quam ducitur aegre
Spiritus, infesto nisi tabescentibus igne
Monspeliensis opem tulerit pulmonibus aër. —

Ist nicht der Steinkohlendampf eine Haupt-

ursache von der Schwindsucht so vieler Engländer? Können wir alle, wenn er unsere Lungen angegriffen hat, nach Montpellier, Hiéres, oder Nizza reisen, um eine mildere balsamische Luft zu genieſsen? Und — ach! Markis! Markis! mir entfällt eine Thräne. Sie ist an der Urne der schönen Natur geweint! verzeihen Sie — wenn ich Sie an das künftige Schiksal Ihres eigenen Vaterlandes erinnern muſs! Was wird uns, die wir dem Pol näher wohnen, eine Flucht nach Montpellier und Hiéres helfen? wird, nach Büffons Verkündigung, der Winter, dieser unerbittliche Tyrann, nicht auch endlich, der Herrschaft über die Erde gewiſs, seinen von Eiskristallen funkelnden Thron auf jenen anmuthigen Hügeln aufschlagen, deren tausendartige Blumen durch ihren Duft Wohlgerüche umher verbreiten, und wo jetzt noch die mittägliche Sonne Nektar kocht? Zudem, ist es so gewiſs, daſs die fossilen Kohlen sich überall in einer groſsen, dem Bedürfniſs proportionirten Menge finden? *Antiquos ferro ne dejice lucos!* ruft Ihnen mein Lieb-

ling unter den neueren Dichtern zu, denen die Muse Gesänge in der Sprache der alten Römer eingab. Ich möchte diese Strophe in deutsche Prose übertragen, und sie gewissen Kameralisten in die Ohren schreien!

Der M. Aber wer glaubt unserer Predigt?

Der B. Warlich, lieber Markis, einer von meinen Gründen den Vanière zu lieben, ist: dafs er zu einer Zeit, da man in Frankreich gegen die Wälder wüthete, um mehr Platz zu Äckern und Weinbergen zu gewinnen, der Advokat und Fürsprecher der unschuldig verfolgten Wälder geworden ist. Man kann sagen, dafs er für die Nachwelt plaidirt hat, ob es gleich das nur allzugewöhnliche Schicksal der menschenfreundlichen Weisen ist, nicht angehört zu werden, weil sie, aufser den herrschenden Vorurtheilen, auch noch das Interesse gewisser Leute wider sich haben. Es ist nicht blofs Vanière, der Poet und Nebenbuhler der Muse Virgils, es ist Vanière, der Freund der Natur und des Landlebens, der Ökonom aus der

Schule der Alten und der Erfahrung — der friedliche Liebhaber schattichter Haine, den ich liebe.

Der M. Ich gestehe Ihnen, dafs ich Vanières Klagen über die Ausrottung des Wäldchens, nicht weit vom Jesuitenkloster bei Toulouse, nie ohne Rührung lesen konnte. Sie gleichen dem schönen schwermuthsvollen Gesange Philomelens, welche

populea sub umbra, VIRG.

ihre verlornen Kinder beweint.

O mihi Lojolidae juvenes, in nostra recepti
Castra recens, o si veterem fas reddere lucum,
Fletibus avulsum dolui quem nuper amaris!
Ipse labore manum tererem, nostramque levarent
Tristitiam caris provisa sodalibus olim
Gaudia — — — —

Der B. Nicht blofs darum, weil die ernste Betrachtung schweigend im Haine wandelt, weil Pan um die schwüle Mittagsstunde, nach der frommen Sage der Alten, im Schatten heiliger Wälder schläft und die Dryaden uns mit Weisheit begeistern — wie-

wohl letzteres kein geringer Vortheil ist — auch nicht blofs um der Faunen und Satyrn willen, welche muthwillig durch die Büsche hüpfen und der Tugend der Nymphen gefährlich werden, sondern auch, um den Suppentopf unsrer Armen im Sieden zu erhalten, und im Winter unsere Glieder vor den verderblichen Wirkungen des Frostes zu bewahren, wünschte ich die Erhaltung der alten, und die Anpflanzung neuer Wälder. —

Der M. In diesen Wunsch stimmt die zärtliche *Deshoulières* mit ein, deren naives Liedchen auch Ihrem Mendelssohn gefiel:

Revénez, charmante verdure!
Faites regner l'ombrage et l'amour dans nos bois!

A quoi s'amuse la nature?
Tout est encor glacé dans le plus beau de mois.
Si je viens vous presser de couvrir ce bocage,
Ce n'est que pour cacher aux regards des jaloux
Les pleurs, que je repands pour un berger volage,
Ah! je n'aurai jamais d'autre besoin que vous! — —

Der B. Madame Deshoulières hat *einen* Nutzen der Wälder, um dessentwillen sie den Verliebten so angenehm sind, sehr naiv angegeben. Erlauben Sie, dafs ich die übrigen, wenigstens eben so reellen Nutzen beifüge. Ich gestehe aber meine Vorliebe für die Eichen, und sage Ihnen also besonders etwas vom Nutzen dieser ehemals so heiligen Bäume. Das Laub dient dem Wilde zur Nahrung. Das abgefallene dünget den Boden, indem es eine Schichte fruchtbarer, d. h. an organischen belebten Partikeln, die der Substanz der Pflanzen analog sind, reicher Erde erzeugt. Auf den Eichen entstehen durch den Stich einer Fliege Galläpfel, welche den Färbern so nützlich sind und unsere Tinte schwarz machen. Die Borke oder Schale des Baums giebt die Lohe. Die Eicheln machen die Schweine fett, und man bereitet aus ihnen einen etwas herben, aber gesunden Kaffee. Das Holz dient zum Häuser- und Schiffbau, zur Feuerung, zu Tischlerarbeiten, zum Wasserbau. Die Asche giebt starke Lauge zum Seifekochen, und

dünget den Acker. Die Eichenrinde hat eine zusammenziehende Kraft, und wird in Ermangelung der peruvianischen oder Fieberrinde, an deren Statt in der Arznei gebraucht. — —

Der M. Hören Sie auf! Ich bin durch dàs, was Sie anführen, schon genug überzeugt, dafs die Eiche ein vortreflicher Baum ist. — —

Der B. Die Königinn der europäischen Waldbäume! Ach! für diesen Baum Jupiters lassen Sie uns beten! Möchte die Axt ihn bis in jenes graue Alter verschonen, welches seine Organisation ihn vor allen anderen Bäumen des Waldes zu erreichen fähig macht! —

Der M. Gewifs, Baron, Sie verdienten ein Druide zu seyn. Sie halten sich, wie diese, in den Eichenwäldern auf, und ihre Schatten sind Ihnen heilig. *Lucos, et in iis silentia ipsa adoramus,* wie Ihr Plinius sagt. —

Der B. Fast möchte ich wünschen, dafs wir nach der traurigen Verheerung der Eichenwälder in Teutschland wieder etwas von

der alten Superstition, welche *Frick*, in seinem Buche von den Druiden, *Gallorum et aliarum gentium communis in quercus religio*, nennt, zum Vortheil unserer Holzungen annehmen möchten. Bei der jetzt so allgemeinen Abnahme der Eichenwälder sollte man mehr auf die Anpflanzung dieser nützlichen Bäume bedacht seyn. Der Eiche gebührte in der Rangordnung unsrer wilden Bäume immer der erste, der Buche der zweite Platz. Da aber diese Bäume doch nicht überall fortkommen, so wäre es gut, die Stellen, welche sie verschmähen, mit Tannen oder Birken zu besäen. Die Tanne erhält sich noch auf den kalten und felsichten Gebirgen von Norwegen. Die Birke, die mit schlechtem Boden vorlieb nimmt, macht in Schweden und Norwegen ganze Wälder aus, wiewohl zu wünschen wäre, daſs man in diesen Ländern zur Erhaltung der ihnen so nützlichen Wälder bald ernstlichere Anstalten treffen möchte. —

Der M. In der That sollten die Regenten es sich zum Augenmerk machen, dem

immer mehr einreifsenden Holzmangel nach und nach abzuhelfen. Dabei scheint in manchen Gegenden die Obstkultur noch immer zu gering, zu sehr vernachläfsigt zu seyn. Gleichwohl ist sie in meinem Vaterlande, z. B. in der Normandie, und — was Ihr Teutschland betrifft — dem Anhalt - Bernburgischen Lande, schon sehr einträglich geworden. Producirten wir mehr und besseres Obst, so könnten wir den in manchen Gegenden so häufigen Mifswachs des Weins durch Bereitung des Aepfel - und Birnweins ersetzen. — —

Der B. Die Faktore des Bacchus würden im Anfange scheel dazu sehen. Sie würden uns sagen: dafs dieser jovialische Gott, der bei uns seinen epheuumkränzten Thron auf dem Johannisberge im Rhingau aufgeschlagen hat, dieses apokryphische Getränk nicht für seine Gabe erkennt. Aber dem weinlustigen Publikum geschähe eine Wohlthat damit. Man hat Obstwein von der äufsersten Delikatesse. Nicht immer geräth der Saft der Reben. Bald verdünnt ihn

ewiger Regen, bald vermag die unkräftige Sonne dieses immer trüben Himmels nicht, ihn süfs zu kochen. Bald erfriert der Weinstock im Winter. — — — Ungeachtet ich, seitdem ich acht und vierziger Hochheimer und neun und siebziger Johannisberger getrunken habe, dem Ausspruche Friedrichs des Grofsen nicht mehr beistimmen kann, dafs der Rheinwein ein Vorschmack des Galgens sei, so ist doch so viel richtig, dafs ein Italiäner, an Montepulciano, Montefiascone und die Thränen Christi gewöhnt, unsere Rheinweine wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Essig insgemein abscheulich findet.

Mea nec Falernae
Temperant vites, neque Formiani
Pocula colles. — HORAT.

Der M. Mein alter Druide! Ich habe Sie durch Obst und Wein, diese Geschenke der Pomona und des Bacchus, von welchen Ihr Liebling unter den alten Geschichtschreibern, Tacitus, sagt, dafs die Teutschen den Namen und die Gaben des Herbstes nicht kennten, von Ihren Eichen unvermerkt weg-

geführt. Ehe wir aber nach Hause gehen, nur noch eine Frage! — — Was halten Sie von dem Vorschlage, den man neulich that, Eichen um die Dörfer herum zu pflanzen, um sie gegen das Einschlagen des Gewitters zu sichern? — —

Der B. Ich habe Ihnen gesagt, Herr Markis, dafs die Eiche der Baum Jupiters sei, in welchen dieser Gott oft in Blitzgestalt herabfährt. Wenn die Bauern also seinen Zorn entwaffnen wollen, so empfehle ich Ihnen die Anlegung eines ihm geheiligten Eichenhains in der Nähe ihrer Wohnungen. —

Elegie über die Ausrottung eines Wäldchens.

Dich, o Hain! in dessen grüner Nacht
Eh'mals ich so gern im Frieden irrte,
Wenn zu Haus' ich müde mich gedacht,
Jemand meine Cirkel dort verwirrte,
Oder schlimme Laune mir gemacht!
Dich, in dem ich oft die Ruhe fand
(Die mir sonst des Schicksals Schluſs versagte)
Wenn ich an des Venusiners Hand
Mich in dein geheiligt Dunkel wagte;
Ach! vergebens sucht mein Auge dich! —
Du, dem Göttervater heil'ge Eiche,
Die dem Beil nach tausend Jahren wich,
Liegst entseelt im Staube. Deine Leiche
Klaget keiner, dem die Ahnung nie
Leise in die Seele lispelnd sagte:
Daſs in jeder dieser Eichen, die
Eh'mals grünten, eine Dryas wachte,
Daſs mit jeder, die das Beil verdirbt
Und ihr Haar im Staub unrühmlich schleifet,
Eine trauliche Dryade stirbt! — — —

Götter wohnten in der Wälder Nacht, *)
Sie, die allzeit stille Dämm'rung lieben,
Nicht blofs die, wovon Hesiod sagt,
Auch *die* Götter, die uns übrig blieben,
Als der Genius der jüngern Zeit
Jene Schaar der Himmlischen vertrieben,
Der die ält're ihren Dienst geweih't,
Deren Tod so rührend *Schiller* klagte,
Als er die entfloh'ne Seligkeit
Jenes Alters uns zu preisen wagte —
In dem Eichenhaine war es, wo
Einst des Donnerers Orakel wohnte,
Als den Menschen, ihres Daseyns froh,
Götterumgang noch die Andacht lohnte,
Als den Freundlichen es noch gefiel,
Unter uns zu wandeln hier auf Erden,
Als den Himmlischen noch Tanz und Spiel
Und ein Erstling aus den Wollenherden,
Eine Garbe von dem Erndtefeld,
Früchte von dem obstbelad'nen Baume
Freude machten, weil die Menschenwelt
Sich in ihres Frühlings Morgentraume
Glücklich fühlte. In den Schatten schlief
Damals Pan in schwülen Mittagsstunden,

---

*) *Habitarunt Dî quoque sylvas.* VIRG.

Der aus Hirtenflöten Lieder rief,
Die der Göttliche zuerst erfunden.
Im Gefilde schwieg nun weit umher
Der Gesang in frommer Schäfer Chören;
Keiner wagt's, den grofsen Schlummerer
In Morphéens sanftem Arm zu stören;
Keiner wagt' es, in den Hain zu geh'n,
Aus Besorgnifs, schüchterne Najaden
Nackend, mit unheil'gem Blick zu seh'n,
Die im Silberquell sich plätschernd baden.
Damals sah der Wand'rer noch vergnügt
Faun' und Satyrn in den Wäldern hüpfen,
Nymphen, von den Kühnen unbesiegt,
Schamhaft durch die dichten Büsche schlüpfen.
Süfse Schauer schwebten um ihn her.
Aber alles ist dahin! die Haine
Sind von Freuden, wie von Göttern, leer!
Wipfel rauschen einsam nur dem Steine,
Künden Göttergegenwart nicht mehr!
Laubdach! das am brennenden Mittag
Gegen Titans Flammenblick mich deckte,
Wo den Schlummernden am Silberbach
Philomelens süfses Lied nur weckte!
Traurend hör' an deinem Fufse ich
Des verweg'nen Frevlers Axt erschallen!
Eine Thrän' im Auge, seh ich dich

Nun nach langem Widerstande fallen!
Komm' ich über's Jahr zu dir, dann wird
Dich mein Blick im Feld vergebens suchen,
Der so oft sich sonst in dir verirrt
In dem Labyrinth von Eich' und Buchen!
Pandions tonreiche Tochter flieh't
Diesen Platz, sonst heilig ihren Klagen,
Und die Liebe wird nicht mehr ihr Lied
Diesen Büschen zu vertrauen wagen!

Zwei-

Zweites Gespräch.

Die Bevölkerung.

Lasset uns Menschen machen! —

GENES. Cap. 1. v. 26.

Der Markis.

Aber da Sie neulich so sehr für die Ehre und Erhaltung der Wälder eiferten, so argwöhne ich fast, dafs Sie den in der Politik aufgestellten Grundsatz: je mehr Menschen, je besser! nicht ohne ihn vorher einzuschränken und näher zu bestimmen, unterschreiben werden. Grofse Wälder sind dem Landbau und der Bevölkerung hinderlich. Sie aber, Baron, wollen grofse Wälder haben, weil Sie den Gedanken des Frostes gar nicht ertragen können.

Der B. Ich bin für Aecker und Wiesen so sehr wie für die Wälder. Nur:

est modus in rebus, sunt certi denique fines!

Es mufs ein richtiges, dem Staatsbedürfnifs angemessenes Verhältnifs zwischen diesen

Dingen Statt finden. Scheint es nicht beinahe, Markis, als ob gewisse prätendirte Staatsmänner durch ihre Operationen und Projekte dieses Verhältnifs über den Haufen werfen, und die natürlichen Gränzen der Dinge verwirren wollten? — — Was den Grundsatz der Bevölkerung betrifft, so wird er in manchen kleinen Ländern sehr unrecht verstanden, und sehr schief angewandt. Manchem politischen Philosophen *vel quasi* kann man nie Kinder genug machen. Das Land soll von Menschen wimmeln, wie ein Ameisenhaufen von Ameisen. Die Glückseligkeit eines Staates — haben sie sagen gehört! — hängt von der Menge seiner Bürger ab. Das ist nun geläutet, aber — wo hangen die Glocken? — —

Der M. Helas, Baron! Ihre Staatsmänner und Männerchen sind so bettelarm an Gründen nicht. Sie wissen doch, dafs Arbeit das ewige Thema gewisser Leute ist, der Zweck unseres Daseyns — ob sie gleich nach der Meinung einiger Philosophen nur als Mittel angesehen werden kann. Alles

soll arbeiten, dafs die Köpfe rauchen. Je mehr Menschen, je mehr *Hände* zur Arbeit. — —

Der B. Aber diese gewissen Leute, die auch ich sehr wohl kenne, vergessen hinzuzusetzen: und je mehr *Mäuler* zum Verzehren der Früchte!

Nos numerus sumus, et fruges consumere nati!

Dieser, seiner letztern Bestimmung ist der Mensch so eingedenk, dafs er sie nie aus den Augen setzt. Der Hunger, welcher ein sehr schmerzhaftes Gefühl ist, erinnert ihn wenigstens alle Tage einmal daran. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, dafs also auch seine Thätigkeit, sich die geniefsbaren Dinge zu erwerben und dadurch jenem Bedürfnifs abzuhelfen, nie nachlassen würde. Der Mensch liebt von Natur die Ruhe, nicht die Arbeit. Unter milden und glücklichen Himmelsstrichen dispensirt ihn der ohne menschliches Zuthun hervorgebrachte Reichthum der Gefilde, die Ergiebigkeit des nur geringe Kultur fordern-

den Bodens, ganz oder grofsentheils von ihr. Er überläfst sich der Trägheit und dem Vergnügen. Da aber, wo der Himmel kalt und unfreundlich, der Boden hart und undankbar ist, zwingt ihn die Strenge seines Klimas fast zu beständiger Arbeit. Diese Arbeit wird er verrichten, um nicht zu hungern. Allein sobald die Volksmenge zu grofs wird, sobald der Vorrath von Lebensmitteln, den das Land oder die See in dieser Gegend liefern kann, für das Efsbedürfnifs so vieler Menschen nicht mehr zureicht, wird der Mensch es merken, dafs er ohne Nutzen arbeitet. Er wird einer Arbeit entsagen, welche, weit entfernt, ihm und seiner Familie hinreichenden Unterhalt zu verschaffen, ihm nur Zeit und Kräfte raubt. Die Folge davon ist, dafs er entweder betteln, oder stehlen, oder auswandern mufs. —

Holland hat weit mehr Menschen, als dieses von Natur sterile Land, welches glücklich genug war, sich dem Joche der spanischen Tyrannei zu entreifsen, je durch seine eigene Produkte ernähren könnte.

Aber diese glücklichen Republikaner haben grofsen Handel, Fabriken, Marine. — Nehmen Sie dagegen ein kleines teutsches Ländchen, oder einen kleinen helvetischen Kanton, weit von der See, ohne Kommerz, ohne bedeutende Manufakturen, ohne Kanäle oder schiffbaren Flufs. Es ist klar, dafs die Einwohner vom Ackerbau und der Viehzucht leben. Ist nicht die Zahl und der Ertrag ihrer Äcker und Weiden als eine fixe und unveränderliche Gröfse anzusehen, die — wenigstens keines beträchtlichen Inkrements fähig ist? — —

Der M. Mir däucht, Baron, die Leute können ihre kulturfähigen Ländereien weder gröfser, noch ergiebiger machen. —

Der B. Die Ausdehnung des Feldes, die Natur des Klimas, und die Qualität des Bodens bestimmen, selbst bei der gröfstmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten. Meine Demonstration ist ganz einfach. Erstens: die Ausdehnung des Feldes hilft den Ertrag der Erndte bestimmen; denn auf einer gröfseren Fläche können mehr Halme

stehen, als auf einer kleinern. Zweitens: die Natur des Klimas; denn der unsanfte Himmel von Schweden und Norwegen wird sich stets dem Anbau des bengalischen Weizens widersetzen. Mays und Reis und Melonen werden nie um Drontheim produzirt werden. Der Hafer und die Gerste, die in den südlicheren Theilen Norwegens noch fortkommen, hören zu wachsen auf, wenn man sie in die gefrorne Erde von Finnmarken säet. Drittens: die Qualität des Bodens; denn ein durch unglückliche Mischung seiner Bestandtheile unfruchtbarer Boden bringt selbst bei der fleifsigsten Bearbeitung nicht so viel Früchte hervor, wie bei einer nur mittelmäfsigen Kultur ein von Natur sehr ergiebiger Boden. — —

Continuo has leges, aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis. — — Virg.

Da, wo man blofs von Ackerbau und Viehzucht leben mufs, kann die Bevölkerung nur einen gewissen Grad erreichen. Sobald sie über diesen Grad hinauswächst, wird sie ein fürchterliches Übel. Die alten Kre-

tenser kannten es, und suchten ihm, wie man sagt, durch ein sehr sonderbares Mittel zuvorzukommen. Theurung, Mangel, Diebe und Bettler sind die Folgen davon. Der Ertrag der Erndten hat kein Verhältnifs mehr zur Menge der Verzehrer. Jedermann aber will, wie billig, *) sich satt essen. So ein Staat kann nicht Galgen genug bauen, nicht Bettelvögte genug besolden. Und doch — haben diese Galgen und diese Vögte dem Übel je abgeholfen? Sie sind offenbar Dinge, die den Hunger nicht vertreiben; und da der Hunger, einer demüthigenden aber unläugbaren Theorie zufolge, unser erster Beweger ist, so bleibt bei den Leuten, die nicht zu essen haben, der Trieb zum Betteln oder Stehlen. — — Wir kennen aber in der Natur keine Tendenz, welche gar kein Effekt begleiten sollte. Der Furchtsame, der Schwache, der für seine Haut Besorgte, wird bet-

---

*) Obgleich die ärgerliche Chronik von gewissen Sultanen erzählt, dafs sie es sehr ungern sehen, wenn ihre Unterthanen und Bedienten sich satt essen. — —

teln, der Listige und minder Verzagte wird stehlen, der Beherzte wird ein Strafsenräuber werden — —

Der M. Ich reiste kürzlich durch ein gewisses Ländchen, welches gewifs übervölkert war. Die Einwohner waren bettelarm, gingen zerlumpt, und ihre äufserste Armuth — die durch die Gröfse der Abgaben noch drückender gemacht wurde — *) weit entfernt, ein *Antrieb* zur Industrie zu seyn, wie die Donquixotten der Physiokratie prätendiren, brachte sie zu einer Art von stummer Verzweiflung, machte sie faul und träge. Ich dachte bei mir selbst: wenn das Land nur halb so viel Einwohner hätte, und dabei klüger regiert würde, wenn sein Oberhaupt weniger *Soldatchen* spielte, so wäre es besser dran, als jetzt, da alles von Hungerleidern wimmelt. Gleichwohl hätte ich kei-

---

*) Die Hofschranzen und der privilegirte *Zeitungsschreiber* ermangelten aber nicht, den kleinen Tyrannen als den gröfsten Wohlthäter und Beglücker der Menschen zu preisen. — —

nem Rathe dieses kleinen Fürsten meine Gedanken von der *Materia peccans*, welche die Krankheit des Staatskörpers verursachte, und von den Mitteln, sie zu secerniren, eröffnen mögen. *Toutes vérités ne sont pas de marbre*, sagte die schwedische Königin Christine zu einem Kardinal, der ihr wegen ihrer Liebe zur Wahrheit ein Kompliment machte, als er sie eine marmorne Bildsäule der Wahrheit aufmerksam betrachten sah. Man liebte an dem Höfchen die Schmeichler, aber freilich, einem sehr richtigen Grundsatze des Helvetius zufolge, nur in der bei ihnen vorausgesetzten Qualität *aufrichtiger Bewunderer*, was ein Mann von Verstand nun leider! nicht seyn konnte.

Der B. Sie haben trefliche Bemerkungen auf Ihrer Reise gemacht. Also sahen Sie in dem Lande quaest. die Übel, die aus einer zu grofsen Bevölkerung entspringen? Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bei gehörigem Fleifs derselben *bequem* ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Es kann bei ihr nicht

heifsen: *et sic in infinitum!* Die Vorrathsmasse, das Magazin, woraus die Bürger ihren Unterhalt nehmen, ist eine endliche, mithin erschöpfbare, Gröfse. Wo hundert Menschen sich gerade satt essen können, können es da auch zwei- oder dreihundert? So lange die Menschen keine Eliasse sind, denen die Raben Speise zutragen, so lange kein Manna vom Himmel fällt, und unsere Bevölkerer das wunderbare Talent jener Zauberer in den Feenmährchen sich nicht eigen machen können, mit beinahe Nichts eine grofse Menge hungriger Menschen satt zu machen, sollte man nicht so sehr auf Vermehrung der Volksmenge dringen.

Der M. Wenn indefs die Volksmenge gröfser wird, so werden die Grundstücke kleiner. Sollte das nicht eine Wohlthat für das Ganze seyn? Grofse, weitläuftige Grundstücke, die sich in den Händen weniger Besitzer befinden, werden der Regel nach weit schlechter kultivirt, und produciren also verhältnifsmäfsig weniger, als eben diese Grundstücke, in viele kleinere zertrennt, und un-

ter mehrere Eigenthümer vertheilt. Der Inhaber eines kleinen Gütchens wird von seinem Interesse — welches das *primum mobile*, das Triebrad in der moralischen Welt ist — angespornt, den Fleifs, womit er es anbauet, zu verdoppeln. Auf diese Weise wird jedes Plätzchen im Lande kultivirt und benutzt. *Latifundia perdidere Italiam!* hat Plinius gesagt. —

Der B. Sie haben eine Wahrheit gesagt, aber ohne mich zu widerlegen. Ich antworte Ihnen mit jenem Römer: wollten Sie ein Grundstück klein nennen, welches — bei gehörigem Anbau — zureicht, einen *freien Mann* zu ernähren? Aber nehmen Sie an, Markis, dieser freie Mann habe drei Söhne. Sein Grundstück reicht gerade zu, *einen* Besitzer zu ernähren. Dieser stirbt. Es ist billig, dafs ein Sohn so viel wie der andere bekommt. Wir erhalten nun durch die Theilung drei Grundstücke, wie Martials Landgut. Werden Sie behaupten, durch verdoppelte und verbesserte Kultur des Feldes treffe hier der berühmte Vers des He-

siodus ein, dafs die Hälfte oft mehr werth sei, als das Ganze? dafs die durch Kultur verbesserte Qualität des Bodens ersetzen werde, was ihm an Quantität abgehet?

Der M. Das nun eben nicht, Baron. Aber macht man nicht Verordnungen gegen die allzusehr ins Kleine gehende Zerstückelung der Güter? bestimmt man nicht z. B. einen Morgen, oder einen halben Morgen Acker- oder Gartenland, um, in dieser Gattung, Monade, untheilbare Einheit zu seyn? Wie, wenn in dem von Ihnen angenommenen Falle der drei Söhne nur der älteste das kleine Gut bekommt?

Der B. So müssen die beiden anderen entweder betteln oder stehlen.

Der M. Nicht doch, Baron! Sie vergessen, dafs der Erbe des Grundstückes sie abfinden, oder entschädigen mufs.

Der B. Womit, Freund Markis?

Der M. Mit Geld, versteht sich.

Der B. Belieben Sie mir doch zu sagen, lieber Markis, wo in dem, von mir vorausgesetzten, tausend- und aber tausendmal exi-

stirenden Falle, der Erbe des kleinen Gutes das Geld hernehmen kann, die beiden Brüder abzufinden? Erinnern Sie Sich, dafs wir ein kleines teutsches Ländchen supponirten, ohne Ocean, ohne Rhein oder Elbe, ohne Kommerz, ohne wichtige Manufakturen. So ein Ländchen ist — wofern nicht zu seinem besonderen Vortheil unaufhörlich Wunder geschehen — fast allemal geldarm. Seine Bürger leben von den Produkten ihrer Äcker und ihrer Heerden. Da sie aber kein Schlaraffenland bewohnen, noch von einem ausgesäeten Weizenkorn zweihundert wieder erhalten, so haben sie nicht leicht an jenen Produkten Überfluſs, den sie durch Verkauf an Ausländer zu Geld machen könnten. Woher, frage ich Sie, sollen sie also diesen — *nervum rerum gerendarum* nehmen, um die bei der verbotenen, oder doch schädlichen, Theilung kleiner Güter leer ausgehenden Brüder abzufinden? — Sie dürfen mir nicht einwenden, Markis, der Erbe könne einen Theil seines Grundstücks zu diesem Endzwecke verkaufen. Denn Einmal: vergessen

Sie nicht, dafs wir ein Gütchen voraussetzten, welches, als ein Ganzes betrachtet, bei gehörigem Anbau seinen einzigen Besitzer gerade ernährt. Es wird also zu seinem Unterhalt unzureichend werden, wenn es kleiner wird. Zum andern: in geldarmen Ländchen ist es selten möglich, ein Grundstück mit Vortheil, d. h. in einem hohen Preise zu verkaufen. Hieraus folgt zum dritten: dafs das wenige Geld, welches aus dem Verkauf eines Theils eines an sich schon geringen Gütchens gelöset werden kann, den Brüdern, welche damit abgefunden werden sollen, wenig helfen wird. Sie können von den Zinsen eines so kleinen Kapitals nicht leben. Der Staat wird abermals voll von Hungerleidern und Bettlern werden, wenn sie einem natürlichen Instinkt folgen und ihres Gleichen in die Welt setzen. Urtheilen Sie selbst, Markis, ob nicht ein Ländchen, wie wir es vorausgesetzt haben, gar leicht zu viele Menschen haben kann?

Der M. Freilich, Baron, darf ich Ihnen jetzt nicht mehr zurufen: rotten Sie die

Wälder aus, verwandeln Sie diesen mit fruchtbarer Pflanzenerde bedeckten Boden, in welchén die Natur den Nahrungsstoff künftiger reicher Erndten gelegt hat, in Äcker, Wiesen und Weinberge! — Sie haben für die Wälder sollicitirt. Ich bot Ihnen Torf und fossile Kohlen dafür. Aber Sie wollten nichts davon hören. Sie fürchten den Gestank und die Hektik. Nach Montpellier wollten Sie auch nicht reisen. Ich mufs Ihnen also Ihr Holz nur lassen.

Der B. Ein kleiner Staat kann keine Eroberungen machen. Er kann nicht Kolonien ausschicken, um in Amerika oder Neuholland für die Metropole ein neues Land in Besitz zu nehmen. Sie sehen also, Markis, dafs er — *ceteris paribus* — sein Gebiet nicht erweitern kann. Die Zahl seiner Äcker und Weiden, von deren Ertrage die Bürger leben müssen, ist als eine fixe und unveränderliche Gröfse anzusehen, die wenigstens keines merklichen Zuwachses fähig ist. Oder wollten Sie etwa unser Klima umschaffen, den rauhen Heiden Skandinaviens den schö-

nen Himmel Spaniens und Unter - Italiens geben? Der Teutsche hat auf sein Klima gewirkt. Er hat seine Strenge gemildert, indem er den Sonnenstralen erlaubte, seinen väterlichen Boden frei zu berühren. Aber wird man durch Kunstfleifs und Kultur dem westphälischen Boden je die Fruchtbarkeit von Siam, Bengalen und den Inseln der Malayen einflöfsen können? — Indefs, Markis, es ist spät. Ich mufs gehen, und die Fortsetzung unseres Gespräches auf ein ander-mal aussetzen.

Der M. Leben Sie wohl, bis auf baldiges Wiedersehen!

Drit-

Drittes Gespräch.

Der Baron.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, Markis, können die Bürger kleiner Staaten — welche nichts erobern können — ihre kulturfähigen Ländereien vergrölsern und ergiebiger machen?

Der M. Vergröfsern nicht, Baron; aber warum nicht ergiebiger machen? Die Kultur verbessern, ihren Fleifs in Bearbeitung des Feldes verdoppeln — das sind die wahren Mittel, diesen heilsamen Zweck zu erreichen, d. h. die Erndten zu vermehren. Hat man nicht nach chemischen Prinzipien allerlei Erdarten, zum Behuf der Fertilität, unter einander mischen, künstliche Pflüge brauchen, besondere Dünger-Arten anwenden, und die Kargheit der Natur in milde Freigebigkeit zu verwandeln gelernt?

Der B. Alles gut! Aber nicht einmal zu gedenken; dafs manche Versuche nur im Kleinen anschlagen, und, im Grofsen ge-

macht, der Erwartung nicht entsprechen — wovon es Ursachen giebt, deren Entwickelung uns für jetzt zu weit führen würde — können Sie läugnen, braver Markis, dafs die Ausdehnung des Feldes, die Natur des Klimas, und die Qualität des Bodens, selbst bei der gröstmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten bestimmen, d. h. ihm Grenzen setzen, welche der Kunst und dem Fleifse unüberschreitbar sind? — Die Ausdehnung des Feldes nenne ich zuerst. In einem gröfsern Raume können mehr Halme stehen, als in einem kleinern. Zweitens: die Natur des Klimas. Z. B. Der Bauer bei Drontheim oder Christiania wird seinem strengen Himmel durch keine Bemühung jemals die wohlthätige Milde und Sanftheit jenes schönen Himmels geben, der die glücklichen Gefilde Hesperiens und Lusitaniens umfliefst. Aber die Einflüsse jenes unfreundlichen Himmels hindern die Vegetation, und mithin die Existenz reicher Erndten, und reduciren diese letztere auf ein Paar Gattungen des Getreides, die gegen den Frost weniger empfindlich, oder

in den kurzen Sommern eher zur Reife zu bringen sind, als die feinern Arten, z. B. Weizen, welcher schon besseren Erdstrichen vorbehalten zu seyn scheint. Drittens erwähnte ich die Qualität des Bodens, als eine Ursache, welche den Ertrag der Erndten bestimmen hilft. Ob es gleich, zumal in kleinern Bezirken, dem anhaltenden Fleifse und der Kunst — dieser Tochter der Natur, deren Meisterin sie bisweilen wird — gelingen kann, jene Qualität in etwas zu verbessern, so ist doch das Vermögen der Menschen in diesem Punkte sehr eingeschränkt. Oder wollten Sie glauben, Markis, dafs der fleifsige Holländer je seinen undankbaren Boden, durch Kultur, dem von Sicilien, Siam, oder auch nur von Toscana, an Fruchtbarkeit und Reichthum der Erndten gleich machen wird? — Virgil hat zwar Recht, wenn er singt:

— — — *labor omnia vincit*
Improbus, et duris urgens in rebus egestas;

aber es ist darum nicht weniger wahr, dafs »nicht jeder Boden alles hervorbringt.» Das

alles habe ich gesagt, und ich wiederhole es. — Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bei gehörigem Fleifs derselben — und Sie dürfen nie in der Wirklichkeit den gröfstmöglichen voraussetzen, welcher nur Ideal zur Annäherung bleibt — bequem ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr *Maximum* erreicht. Ich sage: bequem ernähren kann; denn wenn die Leute nur etwa ein halbes Jahr nothdürftig Brodt zu essen haben, und die andere Hälfte vom Jahr etwa Eicheln fressen sollten, Markis! —

Der M. Jetzt —

cum jam glandes atque arbuta sacrae
deficerent sylvae, et victum Dodona negaret?

wären sie wahrlich schlimm daran! Unsere Ökonomen haben die Eichenwälder vernichtet, und unsere Eicheln sind nicht efsbar, wie die spanischen. Dodona, der heilige Sitz der Orakel und die Speisekammer der ersten Wilden, reicht jetzt nur noch den Mastschweinen sparsam ihr Futter dar. — Aber ich erinnere mich, von einem gewissen Agrikola gelesen zu haben, welcher im ersten

Vicennium dieses Jahrhunderts eine gewisse Mumie erfand, vermittelst deren er eine Universalvermehrung aller nutzbaren Bäume und Stauden bewirken wollte. Ein Schwede lehrte uns das Geheimnifs, Hafer in Rocken, und Weizen zu verwandeln. Warum nützt man diese und andere ähnliche Erfindungen nicht, um Mittel und Arten des Erwerbes und des Genusses zu vervielfältigen?

Der B. Diese Ressourcen, die der schalkhafte Markis in Scherz anpreiset, müfsten auch einem kleinen, Ackerbau treibenden Volke, welches weder sein Gebiet erweitern noch sein Klima verbessern kann, wirklich zu Gebote stehen, wenn es eine beträchtliche Vermehrung der Zahl seiner Bürger ohne Nachtheil sollte ertragen können. Es müfste ein Kollegium von Zauberern in seinem Solde haben, welche ihm durch ihre Geister, Talismanen und Mumien, die Früchte vermehren und veredeln könnten. Aber die Erfinder, deren Sie gedenken, waren Charlatans, und leisteten nicht, was sie versprochen hatten. Sie befanden sich in dem nehm-

lichen Falle mit Hans Nord, der dem Londoner Pöbel ankündigte, dafs er an einem bestimmten Tage öffentlich in eine halbe Maafsbouteille kriechen wollte, oder wie Fatio de Duillier, der aus einem Geometer ein Narr ward, *) und dem Publiko in England das interessante Schauspiel einer Todtenerwekkung versprach, aber — wie alle kluge Leute mit untrüglicher Gewifsheit vorhersahen — nicht Wort hielt. — Wahrlich, Markis, gewisse Staatsmännchen vergessen, wo nicht in der Theorie, doch in der Praxis, alle Augenblicke, dafs mit der Zahl der Esser nicht auch die Menge der Lebensmittel in gleichem Verhältnifs wächst. — Kleine Staaten, die wenig Kommerz haben, müssen nur darauf bedacht seyn, so weit es möglich ist, es dahin zu bringen, dafs die Zahl ihrer Bürger, im Durchschnitt genommen, sich gleich bleibe. Allzustarke Abnahme, wobei die Lan-

---

*) Siehe *Éloge de Jean Bernoulli, par Mr. d'Alembert.*

deskultur leidet, und zu grofser Zuwachs sind beide gleich verderblich.

Der M. Die Erde könnte indefs doch weit mehr Menschen ernähren, als sie bis jetzt wirklich ernährt. — —

Der B. Und setzen Sie noch hinzu: als sie ehemals ernährt hat.

Der M. Wie, Baron? kennen Sie die Kalkuls des Wallace und Montesquieu nicht? Sollte die Volksmenge in den alten Zeiten nicht gröfser gewesen seyn, als sie jetzt ist?

Der B. Die Kalkuls dieser berühmten Männer haben mir sehr übertrieben geschienen. Ich liebe das Alterthum. Mein Geist irrt gern unter seinen Denkmälern umher, und sucht in dem, was vor Alters Natur und Menschen gethan und gelitten haben, die Data zur Erklärung unseres gegenwärtigen Zustandes auf. Aber diesem mir so ehrwürdigen Alterthum mag ich nicht Vorzüge auf Kosten der Wahrheit, die das erste Gesetz der Geschichte ist und der Zweck unserer Forschungen seyn mufs, beilegen. Wir haben — —

Der M. Aber gab es nicht unläugbar eine Zeit, da Italien, Sicilien, Spanien, Griechenland, Kleinasien, und — wer weifs was für Länder mehr? — weit bevölkerter wären, als sie es jetzt sind?

Der B. Zugegeben! Aber was sind diese Länder in Vergleichung mit dem grofsen Germanien, welches noch zu Tacitus und Cäsars Zeiten gewissen Gegenden von Nordamerika sehr ähnlich war, und mit Pohlen, Rufsland, Skandinavien, Ungarn, u. s. f.? Können Sie sich's denken, dafs Gallien zu Cäsars Zeiten nur den dritten Theil so viel Menschen hatte, als es unter der Regierung der Nationalversammlung a. 1790 hat? dafs Teutschland zu des Tacitus Zeiten nur den fünften Theil seiner jetzigen Einwohner hätte ernähren können? Erinnern Sie Sich, dafs Germanien damals noch das Asyl der Bären, der Auerochsen und der Elennthiere war; dafs die Vermehrung dieser Thiere grofse Wildnisse und Einöden voraussetzt; dafs das teutsche Klima, ehe die Moräste ausgetrocknet, die Wälder ausgehauen wurden, kälter

war, als es jetzt ist; dafs die Teutschen, wie Tacitus bezeugt, zwar etwas Ackerbau hatten, aber doch vornehmlich von der Viehzucht lebten, da in Heerden ihr Reichthum bestand; und dafs ein Distrikt Weideland viel weniger Menschen ernähren kann, als ein gleich grofser Distrikt wohlbearbeiteter und mit Getreide besäeter Äcker.

Der M. Ich werde Ihnen noch die wandernden Völkerschwärme entgegensetzen, die aus dem Norden in vorigen Zeiten bisweilen hervorströmten, um sich in südlichern oder westlichern Ländern auszubreiten. Sagen Sie mir, Baron, warum geschehen dergleichen Auswanderungen aus den nordischen Reichen jetzt nicht mehr? — Mufs daselbst in alten Zeiten die Volksmenge nicht gröfser gewesen seyn, als heutiges Tages?

Der B. Dieser Schlufs, lieber Markis, widerlegt mich nicht. Ehemals waren die nordischen Reiche viel waldichter und wüster, als sie es jetzt sind, und konnten schon deswegen nicht so sehr bevölkert seyn. Zweitens: zeigen sich an den schwedischen und

norwegischen Küsten deutliche Spuren, dafs das Meer in dieser Gegend sich zurückgezogen und einen Theil des Grundes, den es ehemals bedeckte, entblöfst hat. Drittens: wenn eine ganze Nation mit Sack und Pack ausziehet, so kommt da freilich eine hübsche Menge Menschen zusammen. Aber dieser Haufen, der uns, in eine Masse vereinigt, im Vorbeiziehen so gewaltig scheint, wird seine Gröfse auf einmal verlieren, wenn wir uns denselben in einem Lande von vielen hundert Meilen zerstreuet denken. Viertens: die nordischen Reiche haben jetzt mehr Ackerbau, mehr Handel und Bergwerke und Fabriken, als ehemals. Wenn ihre Bewohner jetzt nicht mehr, wie die Heringe, in grofsen Schaaren davon ziehen, so ist daraus zu schliefsen, dafs sie jetzt weniger Hunger leiden, mehr Mittel haben sich etwas zu erwerben, und dafs ihre Verfassung endlich eine feste Form bekommen hat, und durch Christenthum, Künste und Wissenschaften ihre Sitten sanfter geworden sind.

Der M. Ich gestehe, Baron, dafs ich

es schwer finde, Ihren Argumenten etwas, so mir selbst ein Genüge thäte, entgegenzustellen. Aber meine Geschäfte rufen mich nach Hause. Erlauben Sie mir indefs, mich bald wieder mit Ihnen zu unterreden. Ich wünsche nächstens Ihre Gedanken von der stehenden Miliz, dieser grofsen Stütze des Despotismus, zu erfahren. Leben Sie wohl!

Viertes Gespräch.

Die stehende Miliz.

Nec per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina. —

HORAT.

Der Markis.

Gestehen Sie mir nur, Baron, dafs ihre Kraftmänner und Freiheits-Barden wenigstens in Einem Stücke nicht unrecht haben. Die zahlreiche stehende Miliz ist der Tod der bürgerlichen Freiheit, die schreckliche Stütze der willkührlichen Gewalt. Von der Epoche ihrer Errichtung an, datirt der Triumph des Despotismus, dieses unsterblichen Ungeheuers, welches sich nicht begnügt, seit so viel tausend Jahren die schönen Ebenen Asiens zu desoliren, sondern auch in unserm Europa sein scheufsliches Haupt, dessen Anblick, wie der Medusenkopf, alles in schweigende Steine verwandelt, zu erheben beginnt. —

Der B. Les soldats de la patrie! Markis! Vergessen Sie diese braven Bürger nicht! — Erklärten sie sich nicht für das Vaterland gegen die Tyrannen? Verwandelte jener Medusenkopf auch sie in unthätige Steine?

Der M. Ich lasse den Soldaten des Vaterlandes Gerechtigkeit widerfahren. Ich vereinige meinen Dank mit dem der Nation, zu deren Rettung sie so viel beitrugen. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ohne eine zahlreiche stehende Miliz zu haben, würden seit Ludwig dem Bürgerfeind, den die Schmeichler den Grofsen nannten, unsere Sultane nicht so despotisch haben verfahren können. Sie würden sich nicht erdreistet haben, jene schändlichen Urkunden der Tyrannei, die man unter dem Namen der *Lettres de Cachet* verflucht, ausfertigen zu lassen. So manche redliche Männer, die der Hofkabale verdächtig waren, oder deren Verbrechen darin bestand, dafs sie das Unglück — oder das Verdienst? — hatten, Maitressen oder Königinnen zu mifsfallen,

würden nicht in der Bastille — ich kann dieses Scheusal nicht nennen, ohne dafs sich meine Eingeweide umzukehren scheinen — ihr freudenleeres Daseyn vertrauert haben. Vergebens wurden die Raynals und Merciers die Sachwalter und Fürsprecher der insultirten Menschheit. Man exilirte sie, und verbrannte ihre unsterblichen Werke — —

Der B. Die aber, wie ein Phönix, aus ihrer Asche auferstanden sind, und die man noch in Ehren halten wird, wenn die gerechte Nachwelt ihre Verfolger längst mit ewiger Infamie gebrandmarkt haben wird. So viel gebe ich Ihnen zu, Markis, dafs die Fälle, worin die Miliz den Despotismus begünstigt und die Unterdrückung befördert hat, zahlreicher sind, als die entgegengesetzten, worin sie dem Mifsbrauch der willkührlichen, auf Opinion gestützten, Gewalt sich widersetzt hat. Man wird mir hier die römischen Prätorianer nicht citiren, welche bisweilen den Cäsarn so gefährlich wurden; nicht Moskaus Strelitzen, nicht die Janitscharen der erhabenen Pforte, nicht die Offi-

ciers von der persischen Garde, welche das gekrönte Unthier Nadir Schach, sonst Tamas Kulikan, in seinem Zelte niedersäbelten. Fast alle diese Mifsvergnügten waren es nicht sowohl über die Tyrannei selbst, welche sie fortdauern liefsen — als über die Person dieses oder jenes Tyrannen, welche sie gegen eine andere, die etwa freigebiger oder kriegerischer war, vertauschen wollten. — Übrigens scheint mir das Militair in monarchischen und despotischen Staaten in seinem eigentlichen und angemessensten Elemente zu seyn. Unter den Republiken scheinen mir hier nur zwei, die römische und spartanische, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Allein wer den Geist und die besondern Grundsätze dieser beiden alten Freistaaten studirt hat, deren Verfassung von der unserer heutigen Republiken so sehr — wenigstens in mehr als Einer Rücksicht — abweicht, der wird einsehen, dafs Rom und Sparta nicht als Widerlegung meines obigen Satzes mir entgegengesetzt werden können. — Bei alle dem,

Markis, und unbeschadet meiner Überzeugung, dafs die stehende Miliz den Despotismus in vielen gröfsern und kleinern Ländern befördert hat, behaupte ich dennoch — selbst ohne auf den Charakter eines Skeptikers in Ansehung mancher schwer zu lösenden Probleme der politischen Philosophie Verzicht zu thun — dafs, *rebus sic stantibus*, die stehende Miliz, im Ganzen, nicht etwa blofs ein nothwendiges Übel, sondern eine Wohlthat für die Societät sei.

Der M. Sie, Baron, sind auch unter den Apologeten der stehenden Miliz? und zwar trotz Ihrer Abneigung gegen den Despotismus? Sie, der es Maitre Linguet nicht verzeihen konnte, dafs er seine Beredtsamkeit herabwürdigte, die Fürsprecherin der willkührlichen Gewalt, oder, wie Sie es zu nennen pflegen, der Sultanerei, zu werden? Linguet freilich ist nachher in der Bastille anderes Sinnes geworden.

Der B. Ich wiederhole es Ihnen, lieber Freund, dafs ich auch die Nachtheile und Inconvenienzen der stehenden Miliz nicht ver-

verkenne. Jedes Ding in der Welt hat, wie Epictet sagte, zwei Handhaben, woran man es fassen, oder zwei Seiten (wenigstens, bisweilen gar unbestimmlich viele!) von welchen man es ansehen kann. Allein, ohne die zweite Seite unseres Objektes unbeachtet gelassen zu haben, bin ich doch — für die stehende Miliz. Ich läugne nicht, dafs Ihre Könige seit Ludwig dem XIII sie zur Verwahrung ihrer Gewalt und zur Verminderung des Ansehens der Parlamente und Stände gemifsbraucht haben. Allein Ihrem Vaterlande könnte ich Rufsland entgegensetzen. Dieses wurde vor der Errichtung und Vermehrung seiner jetzigen stehenden Miliz viel despotischer regiert, als in unsern Tagen. Die Philosophie auf dem Throne, der wohlthätige Genius der Künste und Wissenschaften, hat durch heilbringende Einflüsse die Sitten der Nation gemildert, die Empfindungen verfeinert, der alten Barbarei den Abschied gegeben. Von diesem Genius erleuchtet, hat die Gesetzgebung menschlichere Strafen diktirt, und die Rechte des Bürgers

ehren gelernt. Die stehende Miliz ist für Rufsland eine Wohlthat geworden. Man beraube diesen grofsen Staat seiner armirten Beschützer, und Rousseau's Weissagung dafs Rufsland einst wieder für die tatarischen Horden ein Objekt der Conquette oder der Verwüstung werden würde, könnte, trotz den Sarkasmen des Dichters von Ferney, eintreffen. Nicht blofs für das weitläuftige Reich Katharinens der II, sondern auch für einen grofsen Theil des übrigen Europa ist die Existenz eines zahlreichen und disciplinirten Heeres in den Ländern, welche dem Scepter der Czaaren unterworfen sind — Wohlthat. Erinnern Sie sich der Dschingis-Khaniden, die ehemals an der Spitze unzählbarer Mongolischer Horden, durch Rufsland, in Pohlen, Ungarn und Schlesien eindrangen und viele tausend Christenohren abschnitten? —

Der M. Ah! Baron, ehe ich mir die Ohren von einem Descendenten des Dschingis-Khan, oder einem Hippomolgen aus den asiatischen Steppen abschneiden lasse, transigire ich lieber mit den grofsen Herren über

den Artikel von der stehenden Miliz. Es ist viel leichter, zu erlauben, dafs ein Fürst Soldaten hält, wozu jeder von uns eine Bagatelle bezahlt, als sich ohne Ohren zu behelfen. — — Allein nöthigt die Unterhaltung zahlreicher Heere die europäischen Mächte nicht, ihre Unterthanen mit ungeheuren Abgaben zu belästigen? Kennen Sie nicht einen gewissen grofsen Staat, worin es, wie es scheint, Grundsatz der Regierung geworden ist, in den Unterthanen die Tugenden des Fleifses und der Industrie durch Drücken hervorzubringen, so wie die Magnetiseurs ihren Kunden die Divinationsgabe und — wo mir recht ist — die Kunst, mit den Fingerspitzen feine Schrift zu lesen, durch Reiben und Streicheln zu erwecken pflegen? — Man schlofs ungefähr so: je mehr man die Leute drückt, je hastiger werden sie arbeiten; je mehr sie arbeiten, je mehr werden sie erwerben; je mehr sie erwerben, je mehr können sie — geben! — Von der Theorie des Druckes hängt die ganze Mechanik der Administration ab.

Der B. Ein detestabler Grundsatz! — Allein ich mag eben jetzt nicht untersuchen, ob und in wiefern er die Seele einer gewissen jetzt existirenden Regierung ist. — Sie haben mir zugegeben, dafs man stehende Miliz haben müsse, um uns den ruhigen Besitz unserer Ohren zu garantiren. Ich hoffe, Sie werden mir noch einräumen, dafs erstens: ohne exakte Entrichtung gewisser Abgaben an den Staat, keine Miliz unterhalten werden kann, und dafs — —

Der M. Numero Eins, zugegeben!

Der B. Und dafs, zweitens, im Preussischen, und in einigen andern Staaten, welche eine zahlreiche stehende Miliz besolden, die Abgaben nichts weniger als excessiv sind. Sie sind dem Vermögen der Bürger eben so sehr proportionirt, wie dem Bedürfnifs des Staates. Friedrich der Grofse, welchen halb Europa mit einem ungerechten Kriege bedrängte, hat auch in seinen mifslichsten Lagen diese Abgaben nicht erhöhet.

Der M. Numero Zwei, ebenfalls ohne Replik! — Für die Unterhaltung der 200,000

preussischen Krieger mufs Germanien den preussischen Monarchen dankbar seyn. Sie sind die Schutzengel der teutschen Constitution. Das preussische Finanz - und Militärsystem ist — mit dem Finanz - und Militärsystem gewisser andern Höfe verglichen — ein Meisterstück. Aber weiter, Baron!

Der B. Dafs, Drittens, durch den Militärdienst unsere Bauern etwas mehr an die ihnen so nöthige — Subordination gewöhnt, und etwas gesitteter und biegsamer gemacht worden sind.

Der M. Ja, Baron, man hat sie durch diese Methode zur Sklaverei vorbereitet.

Der B. Sagen Sie das nicht. Sie thun den Fürsten Unrecht. Den Geist der Ordnung und Unterwürfigkeit den Bauern einflöfsen, heifst wahrlich nicht, sie zu Sklaven stempeln. Einen rohen unbändigen Haufen von unwissenden und ungezogenen Bauern zu regieren, welche für Obrigkeit und Gesetze — diese so ehrwürdigen und nothwendigen Dinge! — keinen Respekt haben, ist eine Plage, die ich kaum meinem ärgsten

Feinde wünschen möchte. Jan Hagel möchte eigentlich lieber gar nicht regiert werden, und bei alle dem ist er offenbar unfähig, sich selbst zu regieren. Er verkennt sein wahres Interesse, und setzt sich einen ganz unrichtigen Begriff von Freiheit in den Kopf. Die wahre Freiheit ist aber gar nicht — Unabhängigkeit von der Autorität der Gesetze. Ohne Gesetze, ohne Achtung für die Gesetze kann die Societät nicht bestehen. Zum Gesetzgeben gehört aber bekanntlich etwas mehr Verstand, Kenntnifs und Übersicht des Ganzen, als Jan Hagel zu haben pflegt.

Der M. Ich lasse diese Entwickelung gelten, Baron. Aber sind Sie mit Ihren Argumenten am Ende? — —

Der B. Mit nichten, Markis, wofern Sie mit Ihrer Gedult noch nicht am Ende sind. Ich habe noch ein viertes Argument, und Gott weifs, wie viele der noch von Suite seyn werden, ehe Sie mir davon laufen!

Der M. Man giebt bei Ihnen meinen Landsleuten Schuld, dafs sie gehäufte Beweise fast so wenig als scharfe Beweise lieben.

Wenn diese Tadler Recht haben, so lasse ich mich überzeugen, blofs aus Furcht, ennüyirt zu werden. Indefs wird meine Geduld bis zum vierten Argument Stand halten.

Der B. Viertes Argument! Wie viel Fabriken werden durch die ununterbrochene Arbeit für die Armeen beschäftigt! wie viel Arbeiter ernährt! Viele tausend Menschen finden als Officiere und Soldaten ihren Unterhalt.

Der M. Wenn Sie nur beweisen könnten, dafs es unmöglich sei, diese Tausende auf andere Art zu beschäftigen und zu ernähren!

Der B. Ihnen, Markis, würde es obliegen, zu beweisen, dafs — versteht sich, *rebus sic stantibus,* oder wie Sie es ausdrücken würden, *dans l'état actuel des choses* — eine bessere, d. h. gemeinnützigere Art jene Leute zu beschäftigen und zu versorgen möglich, d. h. nicht blofs an und für sich denkbar, sondern — abermals in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und aufser dem Schlaraffenlande — thunlich, oder ausführbar sei.

Bis der sinnreiche Markis diesen Beweis attrapirt haben wird, erlaubt er mir wohl, ein fünftes Argument vorzutragen, welches der letzte Anfall auf seine Gedult seyn soll. Seit der Existenz der stehenden Miliz hört man weniger von Empörungen, Räubereien, Mord, Gewaltthätigkeiten. Die Marechaussee und die Husaren haben die Strafsen sicherer gemacht. Gestehen Sie, Herr Markis, dafs die Sicherheit eine schöne Sache ist.

Der M. Gegen Eine Art von Räubern sind wir etwas mehr gesichert, als in den Zeiten der Fehde. Aber gegen die gefährlichere Sorte, welche den Völkern ihre Rechte und Privilegien, unter dem Prätext des gemeinen Besten, rauben, und diese Völker, wenn sie es wagen sich der Usurpation zu widersetzen, aus zärtlicher Liebe zu erdrükken drohen, gegen diese schlimmere Art von Räubern sichert uns der *miles perpetuus* nicht. —

Der B. Novus ab integro seclorum nascitur ordo. Lassen Sie uns von dem Licht unsrer Zeiten, von dem erwachenden Hoch-

gefühl der Menschheit, und selbst von der Weisheit und Güte so vieler vortreflichen Fürsten hoffen, dafs der *miles perpetuus*, seiner wahren Bestimmung getreu, inskünftige der Schutzengel des Volkes, und nicht das Werkzeug der Unterdrückung seyn wird! —

Der M. Ich wünsche, Baron, dafs Ihre Hofnung erfüllt werden mag. Aber die meinige ist — nicht weit her. Was Sie Hochgefühl der Menschheit nennen, ist in den Augen einiger Schriftsteller nichts als das berühmte Abderiten- Fieber. — —

Der B. Wirklich zeigen sich an gewissen Orten, und unter gewissen Leuten, Krisen und Symptomen, welche selbst dem scharfsichtigsten Semiotiker nichts als dieses Fieber anzuzeigen scheinen. Ich billige gewifs den Schwindel nicht, der sich so mancher Köpfe seit einiger Zeit zu bemächtigen anfängt. Eine gewisse Masse von Thorheit scheint im menschlichen Geschlechte mit unserm Blut und Säften zugleich zu cirkuliren. Aber in ihren Ausbrüchen, welche bisweilen

der stillen Wuth, bisweilen dem tollen Kol ler — woraus das ewige: *aux lanternes!* begreiflich wird — gleichen, nimmt diese Thorheitsmasse sehr verschiedene Modifikationen an. Indessen gestehe ich Ihnen eben so aufrichtig, dafs ich den grofsen Schritt, welchen Ihre Nation im Jul. 1789 gethan hat, im Wesentlichen nicht mifsbillige, und bei diesem abgenöthigten Schritte lieber an das Hochgefühl der Menschheit, als an das Abderiten-Fieber denke. — —

Fünftes Gespräch.

Gesetzgebung. Moral.

Der Markis.

Nichts, Baron, ist meines Erachtens treffender, als das Urtheil des Helvetius, dafs die Moralisten — mit und ohne Doktorhut — darum so wenig zur Glückseligkeit beigetragen haben, weil sie nicht oft genug die verschiedenen Laster der Nationen als nothwendige Folgen der verschiedenen Formen ihrer Regierung betrachteten. Unser *Fermier - Général* hat Recht! Nur wenn man die Moral aus diesem fruchtbaren Gesichtspunkte ansieht, kann sie den Menschen — deren Thun und Lassen sie reguliren soll — wahrhaftig nützlich werden.

Der B. Eine gute Gesetzgebung ist sicher das Meisterstück des menschlichen Geistes. Wer aus Kenntnifs unserer specifiken Natur, und durch die Muse der Geschichte belehrt, weifs, dafs die Sitten der Nationen

ihre Bildung gröfstentheils der Wirkung der Gesetze zu danken haben, so, wie die Sitten hinwiederum auf den Charakter der Gesetze influiren, und ihn zum Theil bestimmen: der kann nicht zweifeln, dafs ein — nicht von Pedanten, Sylbenstechern und Formelkrämern, sondern — von ächten Philosophen abgefafstes zweckmäfsiges Gesetzbuch, welches noch lange unter die frommen Wünsche und unrealisirten Möglichkeiten gehören dürfte, der erste Tom von dem Katechismus der Moral seyn wird, den die philosophischen Beobachter und Freunde der menschlichen Natur in künftigen aufgeklärten Jahrhunderten dem Genius unserer Gattung mit dem Motto, welches etwas mehr als blofses Motto seyn wird, weihen werden: *Fortunae reduci!* — Diese Numas, Solons, Montesquieus, Raynals oder Galianis des Jahres 2440 werden, wie ich vermuthe, den Ausspruch des Beccaria vor Augen haben: *non é da sperarsi alcun vantaggio durevole della Politica Morale, se ella non sia fondata su i sentimenti indelebili dell' uomo.*

Wirklich scheint die Erfahrung für diesen Satz zu plaidiren. Jedes Gesetz, welches jenen natürlichen Empfindungen entgegen ist, findet einen Widerstand, der zuletzt unüberwindlich wird: so wie die kleinste Kraft, wenn sie beständig angewendet wird, endlich die heftigste Bewegung, die einem Körper mitgetheilt wurde, zu hemmen vermag.

Der M. Belles réveries, Monsieur le Baron! Ich kenne Seher, welche aus gewissen Constellationen und Aspekten eines gewissen Himmels schliefsen, dafs der Despotismus am Ende doch die Oberhand behalten wird, weil die Götter beim Styx geflucht haben, dafs er die einzige Regierungsform auf unserer bisarren Kugel werden soll. Wozu — ich bitte Sie! — werden wir dann einen Katechismus der Moral brauchen? Wir haben dann kein anderes Gesetz als den souverainen Willen, d. i. die wandelbare Laune des Despoten. Seine Blähungen, Hämorrhoiden, oder Indigestionen enthalten den zureichenden Grund der Schicksale der Völker, entscheiden es in der höchsten, alle Appel-

lation ausschliefsenden, Instanz, ob wir fünf, oder dreifsig vom Hundert abgeben sollen? ob wir Krieg oder Frieden, zu essen oder zu fasten haben? ob die Philosophen, wie weiland bei Friedrich dem Einzigen in Sans-Souci, deliciöse Soupers geniefsen, oder Schiffe ziehen werden?

Der B. Der Unwille über den Mifsbrauch der willkührlichen Gewalt in Ihrem Vaterlande macht Sie zu bitter, braver Markis. Ich zweifle, ob die Aspekten wirklich so schlimm sind, wie sie gewissen Hypochondristen scheinen. Und wenn doch geträumt seyn soll, so ist der heitere, der fröhliche Traum, aus dem man ungern erwacht, gewifs der bessere.

Der M. Setzen Sie also den Ihrigen fort. Aber warum nennen Sie Ihr Gesetzbuch den ersten Tom von dem Katechismus der Moral, dessen künftige Existenz Sie geweifsagt haben?

Der B. Es giebt eine Moral des Bürgers, und eine Moral des Philosophen. So wenig die letztere der erstern je entgegengesetzt

seyn kann: so ausgemacht ist es, dafs sie sich durch gewisse feinere Nüancen von jener unterscheiden mufs. Sie hat die Bestimmung der Art und Weise zum Gegenstand, wie man denken mufs, um — unabhängig von andern — glücklich, oder, (wenn die Glückseligkeit auf dieser Sphäre nicht zu Hause ist) so wenig unglücklich zu werden, als es bei dem Streite der Elemente, bei dem Kampfe mit unsern eigenen Leidenschaften und mit den Vorurtheilen oder dem Eigensinn unserer moralischen Gegenfüfsler, möglich ist. Es giebt manche Verhältnisse des Lebens, für welche die Werkeltagsmoral unserer Gemeinplatzkrämer keine adäquate Regeln zu geben, und manche ethische Probleme, die sie, selbst nicht durch Annäherung, zu lösen weifs. Die Sittenlehre eines Philosophen soll ihn, unabhängig von andern, glücklich machen. Diese Unabhängigkeit ist fast nur allein in der Einsamkeit möglich. Eben die Philosophie, welche seinem Verhalten gegen andere Menschen Gesetze giebt — denn die

allgemeine Vernunft ist die eigentliche Gesetzgeberin denkender Wesen — begleitet ihren Vertrauten auch in jene stillen friedsamen Schatten, in welche er sich oft zurückziehet, um mit seinem Genius zu conversiren, und jene erhabene wollustvolle Ruhe zu geniefsen, wovon Tausende keinen Begriff haben, und die man im Getümmel der Welt und unter dem Druck undankbarer Geschäfte entbehrt. Hier lehrt sie ihren Zögling, sich selbst genug seyn, eine Tugend, worüber ich einst einen Gekken spotten hörte, und deren Besitz uns doch für manche Privation entschädigt, welcher man sich an gewissen Orten und unter gewissen Umständen unterwerfen mufs, wofern man nicht alle Eigenheit verlieren, zur faden Kopie elender Originale herabsinken, seinem Genius Gewalt anthun, seine geprüftesten Grundsätze verläugnen, und mit sich selbst in ewigem Widerspruche leben will. Jene Philosophie wird also, nach meinem Begriffe von ihrem Wesen, die Elemente der Kunst zu leiden und zu genie-

fsen enthalten. Sie wird die Grundsätze der Ökonomie des Vergnügens entwickeln, und aus den Vorschriften der Epikuräer, der Stoa, der Sarrasas und Bernards — ich meine Ovids Nebenbuhler — indem sie dieselbe den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens akkommodirt, Ein Ganzes bilden.

Der M. Ihre Idee ist schön, wie der liebliche Traum eines heiteren Frühlingsmorgens. — Die gemeinen Moralisten behaupten in ihren unüberlegten Deklamationen gegen die Triebfeder unserer Handlungen — die Selbstliebe — und gegen unsere Beweger, die Leidenschaften, oft Sätze, als demonstrative Wahrheit, die doch ein einziger vorurtheilsfreier Blick in die menschliche Natur und den Lauf der Welt widerlegt. Diese strengen Censoren, welche nicht selten den gröbsten praktischen Egoismus mit der gröfsten theoretischen Uneigennützigkeit verbinden, kennen die menschliche Natur — welche sie durch ihre Saalbadereien korrigiren wollen — nur aus theologischen Romanen. Sie haben die Welt nie anders als durch das

täuschende Glas gesehen, welches fehlerhafte Erziehung, Gesetze, Religionsvorurtheile und Kompendien-Philosophie uns beständig vor die Augen halten.

Der B. Es giebt keine kurzsichtigern und intolerantern Kreaturen auf Gottes Erdboden, als diese Donquischotten der Moral. Eine ihrer Thorheiten ist, dafs sie von allen Menschen einerlei fordern. Sie setzen voraus: was einigen möglich ist, sei allen möglich; was man zu einer Zeit, und unter gewissen gegebenen Umständen — deren Bestimmung oft nicht in unserer Gewalt ist — kann, das müsse man zu allen Zeiten, und unter allen Umständen können. Jede Frau Muhme, so wie jedes alte Weib männlichen Geschlechts, hat im Fache der Moral seinen eigenen *Sottisier*, dessen Seele ein gewisser Weidspruch ist, den man sich zu Zeiten, auf die ungereimteste Art angewendet, mufs vorschnarchen lassen. Ohne zu wissen, wo uns der Schuh drückt, wollen sie uns berathen; ohne unsere besondern Zwecke und Bedürfnisse zu kennen, wollen sie durch

Gutachten und Vorschriften, die auf unsern Zustand gar nicht passen, unser Wohl befördern. Sie fodern von jeder Uhr, dafs sie repetiren soll, unbekümmert, ob auch jede Uhr zum Repetiren konstruirt ist? — Seyn Sie der beste Lautenschläger oder Flötenspieler, der geschickteste Bereiter des Ortes — das ist in den Augen jener Herolde der Vollkommenheit noch nichts, wofern unser Markis nicht zugleich aus der Tasche spielt, wie Philadelphia, oder mit der Ausübung der Künste des Seiltänzers ein ehrsames Publikum zu belustigen verstehet. Man mufs alles in allem seyn, und alle Jargons reden. —

Der M. Ich habe einige von diesen Jargons vergessen. Mir fiel einst zu meinem Glücke, als ich im Begriff war, ein *Fat* zu werden, der Vers eines unserer Dichter ein:

Quand le BON-TON *parait, le* BON-SENS *se rétire.*

Ich gestehe es Ihnen, Baron, dafs ich jetzt in meinem vierzigsten Jahre, von der so genannten guten Gesellschaft ennuyirt, und durch manche Erfahrung entzaubert, mehr

für den *bons-sens,* als für den *bon-ton* bin.
Aber

Ah! c'est toujours à nos dépens
Que la sagesse nous éclaire!
Les jours d'été sont trop ardens,
Mon oeil délicat leur preſére
Les douces vapeurs du printems.

Erlauben Sie, Freund, daſs ich mit diesen Zeilen meines Lieblings Dorat heute von Ihnen — auf einige Zeit — Abschied nehme. Ich kehre nach meinem Vaterlande zurück, um den der Freiheit errichteten Obelisk zu sehen, und die Trümmern der Bastille, und — den Triumph der Gesetze! — *Helas!* Baron, sagen Sie mir, ob das so eben — ein Acces vom Abderitenfieber war?

Der B. Leben Sie wohl, Markis, und erlauben Sie mir, die kathegorische Beantwortung dieser kitzlichen Frage nur so lange zu verschieben, bis ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie in Paris gesehen haben? —

Sechstes Gespräch.

Von der Gesetzgebung.

Leges rem surdam et inexorabilem esse. —

Livius II, 3.

Der Baron.

Glück zu Ihrer Rückkunft, Markis! — Sie haben in Ihrem Vaterlande den Triumph der Gesetze — oder war es der Triumph der Anarchie? — den Sieg der vernunftmäfsigen Freiheit — oder war es Umkehrung aller Verhältnisse der inneren Theile des Staatskörpers? — gesehen! Sie werden viel zu erzählen wissen!

Der M. Baron! es giebt Nationen, wie einzelne Menschen, welche weder die Sklaverei noch die Freiheit zu ertragen wissen, so wie ich Menschen kenne, denen das Leben eine Last, und der Tod — das fürchterlichste Grausal ist. Die Revolution hatte im Anfange die Stimme der meisten Philosophen für sich. Sie hätte, unter gewissen

Voraussetzungen, für die schönste Monarchie in der Welt wohlthätig werden können. Aber noch ist sie es nicht geworden, und nach gewissen Aspekten unseres Himmels zu urtheilen, dürfte sie es schwerlich werden. Doch ich erinnere mich, Baron — als mich die Begierde, die Trümmern der Bastille und die aus *Lettres de Cachet* gedreheten Papillotten, und die Nationalgarde in zerrissenen Hosen, und mit der Kokarde der Freiheit, welche alle Blöſsen deckt — in den Augen gewisser Enthusiasten wenigstens — zu sehen — von Ihnen weg nach Paris trieb, da unterredeten wir uns noch von der öffentlichen Moral und Gesetzgebung; aber wir wurden nicht fertig.

Der B. Und werden es nie werden. Erschöpfen läſst sich diese Materie nicht. Sie hat auſser ihrem unermeſslichen Umfange, dessen Peripherie sich nach keinem Kompendium messen läſst, noch ihre eigenen furchtbaren Schwierigkeiten, welche niemand stärker fühlt, als derjenige, der am tiefsten in sie eingedrungen ist.

Der M. Auch fürchte ich, dafs wir nie eine gute Gesetzgebung erhalten werden. Wir flottiren beständig zwischen der Willkühr unserer Könige, oder ihrer Souffleurs auf dem politischen Theater, und — der vielleicht noch fatalern Willkühr einiger hundert Zaunkönige, welche den, seiner Gewalt beraubten, Einen König ersetzen sollen, unter sich nie einig werden können, und — die Laternenpfähle alle Augenblicke fürchten müssen, sobald sie etwas verfügen, was den vom Pöbel mifsverstandenen Ideen von der *égalité impréscriptible des hommes* entgegen ist.

Der B. Auf den Sturm folgt Stille, nachdem mancher Blumentopf von seinem Gestelle geworfen, manches Ufer mit Sand und Schlamm bedeckt und manches Schiff an den Klippen zerschmettert worden ist. Aber ob diese Stille, die ich Ihnen weissage, jener fürchterlichen in Polyphems Höhle gleichen wird? —

Der M. Das mag die Zeit, welche bisweilen Kombinationen hervorbringt, die nach

dem gewöhnlichern Laufe der Dinge nicht zu erwarten sind, uns lehren! Ich hatte einen Freund, der sich mit seiner Gebieterin — ich meine, mit seiner Maitresse — einst verunwilligte. Wirklich prätendirte sie nicht zu wenig. Ihre *Billets doux* glichen bisweilen einer *Lettre de Cachet*, oder einem sultanischen Fetfa. Es war aber nicht genug, dafs der arme Teufel Jahre lang der Märtyrer ihrer Caprizen gewesen war, und mit der erbaulichsten Resignation von der Welt alle Püffe und Nasenstüber seines Abgottes ertragen hatte, ohne sich in einer Jeremiade deren öffentlich zu rühmen. Die Gnädige hatte ihm noch ein schönes Geld gekostet. Mein Freund, der Plackerei müde, ergab sich einer neuen Gebieterin, die von geringerer Extraktion, aber darum eben nicht von geringern Prätensionen war, tägliche Rechnung über seine Einnahme und Ausgabe verlangte, *) und, wenn er etwa ein bischen zu viel für sich zurückbehalten, oder

*) Vermuthlich zum Behuf ihrer Taxordnung.

um mehrerer Sicherheit willen, verläugnen wollte, ihn zwar nicht, wie einst Ananias und Sapphira, auf der Stelle todt niederfallen machte, aber ihm denn doch ein Gallenfieber in den Leib ärgerte. Was geschah? Er warf sich aus Verzweiflung seiner alten Gebieterin wieder in die Arme.

Der B. Und diese wird ihm wohl noch weniger, als ehemals, *pattes de velours* gewiesen haben?

Der M. Im Anfange, Baron, streichelte sie ihn wirklich mit der sammetnen Pfote. Sie war — ich will nicht sagen, gutherzig, aber denn doch, was Gebieterinnen oft sind — schlau und eigennützig genug zu dieser Art von Katzen-Caressen. Allein nach und nach suchte sie, wie sie es nennte, ihre alten Rechte, oder — wie es einigen Grüblern schien — die alten Anmafsungen wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervor, und ergriff bessere Mafsregeln, ihrem Anbeter den Rücksprung in die Schlingen ihrer Rivalin zu erschweren. — — Bei Gott! Baron, wenn ich gewisse Erscheinungen in der po-

litischen Welt, vom neuesten Datum, betrachte, so fallen mir — so, als Hypothese wenigstens, die vielleicht etwas erklärt, bis eine bessere gefunden wird — die sammetnen Pfoten der Maitresse meines Freundes ein.

Der B. Sie sagten vor einer kleinen Weile: Ihre Landsleute flottirten zwischen der Willkühr eines Einzigen, und der Willkühr Ihrer zwölfhundert *Melcks* immer auf und ab.

Der M. Nichts der Willkühr des Richters zu überlassen, dahin, unter andern, gehet die Tendenz der bürgerlichen Gesetze. Die Fundamentalgesetze eines Reiches sollten dafür sorgen, dafs der Willkühr der Vorsteher des Staates so wenig als möglich überlassen bliebe.

Der B. Bald gesagt, Markis, aber nicht bald gethan! Um nur bei dem erstern Falle, den bürgerlichen Gesetzen, stehen zu bleiben; mir scheint es durchaus nothwendig, dafs diese vieles der Willkühr des Richters überlassen müssen. Oder lassen Sie uns das fatale Wort, welches der Tod aller Philoso-

phie und alles Rechts ist, lieber vermeiden. Die Getetze müssen also — denn diese Unvollkommenheit ist von den Werken der Menschen unzertrennlich — der Vernunft und dem Billigkeitsgefühl des Richters vieles überlassen. Für diese Requisiten streitet die Präsumtion, bis das Gegentheil bewiesen wird. Kann ein Gesetz für alle Fälle zureichen? *Minima circumstantia variat rem et jus,* sagen die Priester der Themis und Sankt Ivo's. Verlangen Sie für jeden Fall, der dem andern in einigen Stücken unähnlich ist — und nicht leicht werden zwei sich durchaus gleichen — ein besonderes Gesetz, so — gnade uns der Himmel! Ich getraute mir zu behaupten, dafs eine allzugrofse Vervielfältigung der Gesetze dem Staate fast so nachtheilig ist, wie die Vervielfältigung der Laster. Je mehr Gesetze, je mehr Schwierigkeit, sie zu kennen, sie mit richtiger Unterscheidung in Kollisionsfällen anzuwenden, und — für den Unterthan! — sie zu halten!

Der M. Der Gesetze, Baron, dürfen

freilich nicht zu viel seyn. Aber werden die Richter nicht darauf angewiesen, in Fällen, worüber kein ausdrückliches Gesetz etwas bestimmt, nach der Analogie der für andere, etwas ähnliche Fälle gegebenen Gesetze zu entscheiden?

Der B. Ehrlicher Markis! beim Momus! Sie zwingen mich zu lachen. Kann man, um der Willkühr — wenn Sie durchaus wollen! — des Richters, einen Ring in die Nase zu legen, ihn denn auch auf diesen oder jenen so bestimmten Gebrauch der Analogie, in nicht vorherzubestimmenden Fällen, schwören lassen? Muſs man das Urtheil über die Ähnlichkeit der Fälle, welche die Basis von der Anwendung des analogischen Schlusses ist, und ob dieses oder jenes Gesetz, und in wiefern es auf den vorliegenden Fall gezogen werden kann — und dieses Ziehen muſs oft bei den Haaren geschehen — nicht der, durch Philosophie hoffentlich aufgeklärten, Vernunft des Richters überlassen? — Wollten oder könnten Sie die Vernunft eines ehrwürdigen Areopagiten

in ein Automat verwandeln, dessen einzige Springfeder — das Diktamen einer andern, oft weit armseligern, Privatvernunft, ich meine, das positive Gesetz wäre, dessen Unzulänglichkeit für alle erdenkliche Fälle wir entweder anerkannt haben, oder leicht darthun könnten?

Der M. Die Sache hat freilich ihre Schwierigkeiten, an die ich in Paris weniger gedacht habe, als Sie in der Einsamkeit eines kleinen Ortes, wo Denken Ihnen — wenn es auch nur wäre, um dem Übel zu entgehen, welches der Graf Lamberg *l'ennui des petites villes* nennt — zum Bedürfnifs geworden ist. Aber Sie exiliren das Wörtchen Willkühr, um der Gräuel willen die man ihm beimifst, und schieben — verzeihen Sie! — durch einen kleinen Taschenspielerstreich, die Wörter »Vernunft und Billigkeitsgefühl« unter, wovon zu wünschen ist, dafs sie etwas wirkliches bezeichnen mögen. Vielleicht aber befinden Sie Sich in dem Falle jenes römischen Despoten, welcher die Anhänglichkeit der Menschen an

Namen und Titel so gut kannte, dafs er erwartete, die Römer würden ihm unter dem Titel *Imperator* akkordiren, was sie unter dem Titel *Rex* ihm versagt haben würden.

Der B. Verba valent sicut nummi. Aber ich bin froh, dafs ich dieses Gemeinplatzes zu meiner Rechtfertigung nicht bedarf. Mir däucht, Markis, die Sache spricht von selbst. Die allgemeine Vernunft — deren Axiomen und unmittelbar daraus abfliefsende Theoreme in der besondern Vernunft jedes Einzelnen, gut organisirten, und durch Nachdenken und Beobachtung aufgeklärten Menschen, lesbar abgedruckt sind — ist die eigentliche legitime Gesetzgeberin denkender Wesen, der Agathodämon, welcher die Areopagiten — wofern man sie nicht blindlings aus dem grofsen Haufen aller, die an die Wand etc. gegriffen hat — inspiriren mufs. Mit ihr können und müssen wir uns begnügen, so lange, um die Angelegenheiten unseres Ameisenhaufens zu reguliren, keine Bath-Kol vom Himmel gehört wird, und kein Seraph aus dem Empyreum herabsteigt, um uns

einen Kodex einzuhändigen. Selbst in diesem Falle aber — den ich nicht aus der wirklichen Welt, sondern aus Utopien geborgt habe — müfsten wir doch nach Mafsgebung der allgemeinen Vernunft prüfen, ob wir das, was herabzusteigen schien, für einen Seraph, oder für einen andern Boten aus der unsichtbaren Welt zu halten berechtigt wären? Ob das Gesetzbuch, welches er mitzubringen die Güte gehabt hätte, auch in allen seinen Artikeln der allgemeinen Vernunft gemäfs und allenfalls eines himmlischen Ursprunges würdig wäre? Ob es nicht auf diesem oder jenem Blatte — von Schilf, Pergament, oder gediegenem Aether — etwas enthielte, was zwar vielleicht für den Mann im Monde, seine Existenz vorausgesetzt, begreiflich oder praktikabel, für uns arme Erdbürger aber, zu deren Behufe jene Tafeln herabgefallen wären, entweder ein böhmisches Dorf, oder eine nicht anwendbare Vorschrift seyn könnte? Die allgemeine Vernunft wäre also über den Kodex, und nicht der Kodex, (der doch

sein eigner Beweis und sein eigenes Kriterium nimmer seyn kann) Regulativ für die allgemeine Vernunft.

Der M. Ich kenne einen Schriftsteller, der es sich zum Geschäfte gemacht zu haben scheint, der allgemeinen Vernunft Hohn zu sprechen.

Der B. Nur Einen kennen Sie? Ach! Markis, der Name dieser Renommisten ist Legion. Die Herabwürdigung jener edelsten Tochter des Himmels scheint zu den epidemischen Seuchen unseres zweideutigen Jahrhunderts — wenigstens an manchen Orten — zu gehören. Um aber jene grofse Gesetzgeberin verächtlich zu machen, um —

Der M. mufs man sehr wenig Partikularvernunft haben.

Der B. — Indefs, Markis, haben sich freilich unter die Verfechter der guten Sache Sophisten und Halbdenker eingedrungen, welche ihre aus undeutlichen oder falschen Begriffen gezogenen und zu Alpenhöhe aufgethürmten Folgerungen für ungezweifelte Aussprüche der allgemeinen Vernunft hingaben.

gaben, und dem Interesse derselben dadurch schadeten; obgleich bessere Köpfe leicht einsehen konnten, dafs die ganze Theorie blofs auf die Rechnung der Privatvernunft, oder wohl gar des Aberwitzes ihrer Demonstranten zu stehen komme.

Der M. *Qui bene distinguit, bene docet.* Unglücklicherweise fehlt den meisten Menschen, die sich über gewisse Dinge einer Cognition anmaafsen, jene Unterscheidungs- und (wenn ich so sagen mag) Reduktionsgabe, die dem praktischen Beurtheiler menschlicher Dinge, zumal wenn er selbst in der politischen Maschine ein Rad oder Rädchen zu drehen hat, so nothwendig ist.

Der B. Auf Ehre, lieber Markis, ich glaube, dafs die Moral des Philosophen, die ihn, unabhängig von andern, glücklich machen soll, noch weit eher in einer Art von Vollständigkeit zu Stande kommen könnte, als die Moral des Bürgers, d. h. ein einigermafsen vollständiges, und *NB.* durchaus zweckmäfsiges Gesetzbuch, welches allen

Bayerische Staatsbibliothek München

den Staat interessirenden Handlungen der Bürger eine Norm vorschreibt, ohne sie darum einer mönchischen Regelmäfsigkeit zu unterwerfen.

Der M. Allen den Staat interessirenden Handlungen? Aber, Baron, lehren nicht Ihre Metaphysiker, dafs es keine Adiaphora, keine gleichgültigen Handlungen, gebe?

Der B. Aus dem Gesichtspunkte des Metaphysikers betrachtet, giebt es keine indifferente Handlung. Jede, auch die kleinste, hat Folgen, die sich in das Unendliche erstrecken, und Einfluſs — wäre er auch uns noch so unmerklich — auf das Ganze. Für den Staat aber, welcher blofs die Beförderung unseres zeitlichen Wohls zum Objekt hat, giebt es unzählige Handlungen, die darum, weil sie weder merklich gute, noch merklich schlimme Folgen für ihn haben, und die Erreichung seines Zweckes weder befördern, noch hindern, ihm gleichgültig seyn, und *ceteris paribus* von ihm weder geboten noch verboten werden dürfen.

Der M. Mir däucht aber, Baron, Sie sagten mir vor einiger Zeit, die Moral des Philosophen habe feinere Nüancen, also auch wohl schwerer zu lösende Probleme, als die Moral des Bürgers, welche, selbst bei Völkern, die weder Hebräer noch Hottentotten sind, wenigstens in so weit sie aus der Hand des Gesetzgebers kommen kann, vielleicht nichts als ein nach Maafsgebung der vervielfältigten Beziehungen und Bedürfnisse amplificirter Dekalogus seyn würde. Dennoch behaupten Sie jetzt, jene Moral des Philosophen könne noch eher aufs Reine gebracht werden, als ein einigermafsen vollkommener Kodex.

Der B. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Der Philosoph, als solcher, darf die Data zu der Theorie seiner Glückseligkeit nicht weit suchen. Er kann das Verhältnifs und den Werth der Dinge, als Mittel zu seinem Zweck, in den gewöhnlichern Fällen leichter ausfindig machen. In der Theorie vom Wohl der Völker aber, (die bekannt-

lich nichts weniger als Aggregate von theoretischen und praktischen Philosophen sind) und von den Mitteln, dieses Wohl zu befördern, mufs so manches erst aus Erfahrungen, die nicht immer zu haben oder auf der Stelle zu machen sind, aus Erfolgen, bei deren Ableitung aus ihren scheinbaren Ursachen man sich, weil der Gegenstsnd allzukomplizirt ist, leicht garstig irren kann, aus Versuchen, die sich oft gar nicht, oft nicht ohne Gefahr alles zu verderben, anstellen lassen — geschlossen werden. Die Geschichte ist eine so nothwendige, und doch in tausend Fällen so unsichere Lehrerin des Politikers! Sie stellt — um die Nachwelt zu belustigen? oder zu belehren? oder grämlich zu machen? wafs weifs ich's? — ein Gemälde der Vergangenheit auf, welches (nicht einmal zu gedenken, dafs der Maler dieser Gruppen selten ein Salvator Rosa, oder Claude Lorrain war) oft mehr einem mythologischen Stücke, einer Vorstellung aus den Zeiten der Götter und Heroën, als

einer Reihe von Begebenheiten aus der wirklichen Welt ähnlich siehet.

Der M. Nehmen Sie die Geschichte immer hin, wofern Sie mir nur die Feenmährchen lassen! Diese amüsiren mich mehr, und ich habe mehr als Einen Nutzen — mit Erlaubnifs Ihrer ernsthaften Männer! — daraus gezogen.

Der B. Und wenn sogar — was gewifs der Fall nicht ist — die Geschichtschreiber, mit der gröfsten Treue und Pünktlichkeit, Fakta referirt hätten: so würden uns doch im Felde der Gesetzgebung und Staatswissenschaft diese Fakta wenig helfen, wenn wir sie nicht in der Verbindung, als Ursachen und Wirkungen, betrachten können. Aber dazu setzen uns wenig Sammler der Thatsachen in Stand.

Der M. Auch hat unser *Fontenelle* gesagt: *l'Histoire n'est qu'une Fable convenue.*

Der B. Vielleicht sagte er etwas zu viel. Aber erlauben Sie, dafs ich mich Ihnen für heute empfehle.

Der M. Der Baron will es dem Anschein nach mit keinem *Professor Historiarum* verderben. Darum nimmt er sich der Geschichte gegen *Fontenelle* an, oder — empfiehlt sich.

Siebentes Gespräch.

Von der Gesetzgebung.

Legum serventur honores.

ANONYM.

Der Markis.

Als ich neulich den Wunsch äufserte, dafs man durch adäquate Fundamentalgesetze der Willkühr der Vorsteher des Staats vorbeugen, oder Schranken setzen möchte, und bei dieser Gelegenheit mich auf die Tendenz der bürgerlichen Gesetze, die Willkühr der Richter einzuschränken, berief: erklärten Sie mir, Baron, dafs die Aufhebung dieser Willkühr nicht so leicht möglich sei, und zeigten es mir an dem Verhältnifs der bürgerlichen Gesetze zum Verfahren derer, denen es obliegt, das Recht auf Thatsachen anzuwenden. Aber nun, sollte bei den Grundgesetzen des Staats, welche die Form seiner Administration bestimmen, nicht eine An-

ordnung möglich seyn, welche die Willkühr der Könige, und der ihnen substituirten Zaunkönige, oder Meleks, in Fesseln hielte? — Freilich werden Sie auch hier dem Wörtchen Willkühr zwei andere, Vernunft und Billigkeitsgefühl, unterschieben. Allein diese guten Eigenschaften fehlen den Vorstehern der Staaten (unter uns gesagt!) nicht selten. Wer die Macht hat — so lehrt Helvetius und die Erfahrung — ist geneigt, sie zu mifsbrauchen. — Ich bin mit Ihrem Spinoza — den ich freilich, vielleicht weil es einem Franzosen an Gedult fehlt, so etwas Trocknes zu lesen, nicht ganz genau kenne — nicht einverstanden. Ich blätterte neulich in seinen nachgelassenen Werken, und da schien er mir den Königen ziemlich viel mehr einzuräumen, als man ihnen ohne Gefahr einräumen kann. Es reducirt am Ende immer alles auf den Begriff von Macht, mit welcher, ihm zufolge, das Recht zu gleichem Umfange coextendirt ist. Aber unsere Meleks in Paris haben die Macht des Königs be-

schnitten, weil sie sich einen Gebrauch derselben dachten, der dem Recht entgegengesetzt ist, und also wohl Unrecht oder Mifsbrauch heifsen wird, Ihrem Spinoza — denn ich weifs, dafs Sie sehr für den Ehrenmann eingenommen sind — ist es schon genug, wenn man nicht gegen die ewige Ordnung der Natur handelt, und diese hätte ja Ludwig der XVI. nicht zerrüttet, wenn er auch wirklich (wie man ihn verläumdet) Paris hätte plündern, oder gar zerstören lassen.

Der B. Markis, erlauben Sie mir, Ihnen auf mein Gewissen zu versichern, dafs Sie, mit vielen anderen Gegnern des Spinoza, das Schicksal gemein haben, ihn mifszuverstehen. Er ist dem Despotismus so günstig nicht, als Sie zu denken scheinen. Auch machte Er es uns gewifs nicht zur Pflicht, nicht gegen die ewige Ordnung der Natur zu handeln. Er behauptet ausdrücklich, dafs kein Mensch und kein Ding in der Welt so etwas kann. *Homo non contra aeternum Dei decretum, quod in universa Natura in-*

scriptum est, quodque totius Naturae ordinem respicit, quidquam agere potest, sagt Spinoza im zweiten Kapitel des *Tractatus politicus* in seinen *Opp. posthum.* Er fürchtete gewifs nicht, dafs ein Regent dadurch pecciren würde, dafs er gegen die ewige Ordnung der Natur handelte. Diese Ordnung stören, den Gesetzen der Natur entgegen handeln, war ihm kein geringerer Widerspruch, als die Existenz einer wunderthätigen Kraft, als ein Stein, der, ohne von jemand gehalten zu werden, frei in der Luft schwebt, oder als ein Strom, der gegen seine Quelle zurück bergan fliefst. — Jene Ordnung der Natur ist ohne unser Zuthun da. Sie dauert, von unsrem Willen unabhängig und ungestört, fort. Wir selbst sind mit unsrem Wollen, und wäre es noch so bisarr, ein Theil dieser ewigen Ordnung. Spinoza sagt: *homo contra haec Dei decreta solum — quatenus in nostra mente tanquam jura* (als Begriffe von Recht, oder dem, was dem Interesse der Societät gemäfs ist) *inscripta fuerunt, agere potest.*

Der M. Allein Spinoza scheint mir doch nicht zuzugeben, dafs der Regent pecciren, oder ein Verbrechen begehen könne. Er ist der Inhaber der Macht, und wer die hat — *Uniuscujusque individui naturale Jus eo usque se extendit quo ejus potentia.* Diese Stelle habe ich mir aus dem vierten Paragraphen des zweiten Kapitels im *Tractatus politicus* in mein Portefeuille abgeschrieben.

Der B. Spinoza lehrt im vierten Kapitel des angezogenen Traktats mit dürren Worten, dafs der Inhaber der höchsten Gewalt sündigen kann. *Iis, vel ei, qui imperium tenet, aeque impossibile est, ebrium aut nudum cum scortis per plateas currere, histrionem agere, leges ab ipso latas aperte violare seu contemnere, et tamen cum his majestatem servare, ac impossibile est, simul esse et non esse; subditos deinde trucidare, spoliare, virgines rapere, et similia* (deren Anzahl nicht so klein ist) *metum in indignationem, et statum civilem in statum hostilitatis vertunt.* Gewifs aber glaubte Spinoza, dafs,

sobald dieser letztere Stand eingetreten ist, man sich gegen einen Feind wehren und ihn, in der Qualität eines Beleidigers, strafen dürfe. Zum Glück aber tritt zwischen den Regenten und ihren Bürgern dieses Extrem nur selten ein, und niemand kann den Unverstand und die Raserei der Bauern von Tollmannshausen, welche auch in Deutschland sich — an gewissen Orten — ihrer rechtmäfsigen und offenbar nicht tyrannischen Obrigkeit widersetzen, mehr bedauern, und die unseligen Folgen dieses Abderitenfiebers mehr verabscheuen, als ich. Jan Hagel weifs selten selbst, was er eigentlich will. — Man hegt von Freiheit ganz verkehrte Begriffe, und scheint die adäquate Definition nicht zu kennen, welche Montesquieu von ihr gab. — — Aber

*His ego tormentis animi sum verus aruspex!**)

Man wird des Tollens und Tobens, nachdem man die Folgen seiner Sottisen empfunden

---

*) *Propertii* Eleg. Lib. III. Eleg. 8.

haben wird, gewifs überdrüfsig werden, wird zu dem alten System, seiner unläugbaren Mängel ungeachtet, zurückkehren, weil man es fühlt, dafs es mit der Substitution eines besseren, aus vielerlei schwer wegzuräumenden Ursachen nicht recht gehen wollte.

Der M. Baron, ich wünschte uns einen zweckmäfsigen Katechismus der Moral für den gemeinen Mann. Er müfste ihm die Nothwendigkeit der Gesetze und ihrer Handhaber auf eine eben so faſsliche als überzeugende Art darthun; ihm in der Beobachtung der Gesetze, ohne welche die Bande der Gesellschaft bald aufgelöst, und alle Übel und Schrecken der Anarchie zurückgebracht werden würden, sein eigenes Interesse, die wesentliche Bedingung seiner Sicherheit und Glückseligkeit, zeigen; müfste ihm auf eine simple Art begreiflich machen, dafs ohne Abgaben kein Staat bestehen kann, u. d. m. Dieses Büchelchen müfste von der Jugend auswendig gelernt, und von dem Geistlichen des Orts — ja nicht vom Amtmann — er

klärt werden; da doch manche Artikel, bei der nothwendigen Kürze des Vortrags für den im Denken ungeübten Landmann, einer mündlichen Erläuterung bedürften.

Der B. Die alten Staaten richteten zum Theil auf die Erziehung der Jugend ihre Aufmerksamkeit weit mehr, als die neuern. Die Kenntnisse, die der künftige Bürger als Bürger braucht, werden ihm in seiner Jugend beinahe gar nicht beigebracht. Dorfpfarrer, gesetzt sogar, dafs sie viel Hebräisch und Griechisch könnten — was mir eben nicht nöthig scheint — sind nur allzuoft Idioten in Absicht auf alle die Menschheit interessirenden Kenntnisse.

Der M. Der Strom der Rede hat mich von meiner Frage, wegen der Autorität der Fundamentalgesetze, die man der Willkühr der Vorsteher der Staaten entgegendämmen sollte, weggetrieben.

Der B. Markis, ich weifs freilich, dafs man in Ihrem Vaterlande — wovon ich mit Herz und Mund bekenne, dafs es einer Re-

form recht sehr bedurfte — noch immer an der Konstitution organisirt. Aber ob man sie je zurecht organisiren wird, das ist es, woran ich zweifle. Ja, wenn ich auf einer wüsten Insel durch den Schlag eines Zauberstabes Menschen könnte entstehen machen, die nur noch blofs unwissend und ungebildet, aber ohne unsere Vorurtheile und Mifsbegriffe, wären; wenn ich, mit Hülfe einiger Originalköpfe in verschiedenen Fächern, — wer weifs, ob ich nicht anfangs auch Taschenspieler und Thaumaturgen brauchen würde? Musikanten gewifs, um das Mirakel des Orpheus zu reproduciren! — wenn ich mit Hülfe dieser Extra-Genien jene noch unverdorbenen Kinder der Natur allmählich zu Menschen bilden könnte; mit Einem Worte, wenn ich Stifter eines ganz neuen Staats und mit allen Hülfsmitteln versehen wäre, die so eine Unternehmung begünstigen können: so würde ich für Grundgesetze, die sich aus einer Art von Keim fast unmerklich entwickeln müfsten, Sorge

tragen. Aber — wehe dem bereits gebildeten, und seit vielen Jahrhunderten bestandenen Staate — von Menschen, die in der Kultur und in allen mit dem vergrößerten Luxus verbundenen Lastern bereits sehr weit fortgerückt sind, wie z. B. Ihre Landsleute, Markis! — wehe einem solchen Staate, wenn man ihm nagelneue, der bisherigen Verfassung konträre Grundgesetze geben will! Die bisherigen Gesetze der Konstitution werden nicht mehr respektirt, weil man weifs, dafs man in der Voraussetzung ihrer Untauglichkeit sie nun unter das alte Eisen werfen will. Die neuen Fundamentalgesetze, die sich auf die geänderte Regierungsform beziehen — ach! über diese deliberirt man, ohne je darüber einig zu werden. Man befindet sich zwischen der zerrütteten alten und der noch nicht fixirten neuen Verfassung in einem Interimszustande, der an die Zeiten der Fehden, der Bauernkriege und des Faustrechts erinnert. Jeder Friseur, jeder Hosenschneider, jedes Fisch-

weib will, in der Qualität eines Bürgers und Patrioten, an der neuen Gesetzgebung, an der Organisirung der Konstitution, zufolge mifsverstandener Begriffe von der natürlichen und unveräufserlichen Gleichheit aller Menschen, Theil nehmen. Krüppel will überall vortanzen, und die Laternenpfähle vertreten bei der betrogenen Menge die Stelle der guten Gründe. Ach! Markis, keine Regierung ist unseliger, zerstörender für Menschenwohl, als die des Pöbels.

Der M. Es ist wahr, er macht, sobald er zügellos geworden ist, tausend, in ihren Folgen für ihn selbst verderbliche Narrenstreiche, die eine Wirkung seiner fanatischen Begeisterung sind; fühlt es bald, dafs er welche gemacht hat, bereuet sie, und — bessert sich? — nein! begeht sie, wie ein unverständiges, der Ruthe seiner Eltern entlaufenes Kind, von neuem. Er hat keine Ahndung davon, dafs es besser sei, gewisse einzelne anscheinende oder auch wohl wirkliche Unbilligkeiten lieber zu verschmerzen,

als ein ganzes Land in Aufruhr zu setzen, dessen unselige Folgen fast immer Mord und Todtschlag, Räubereien, Plünderungen, Proskriptionen, Gewaltthätigkeiten aller Art, Verheerung der Felder, Vernachlässigung des Ackerbaues und anderer Gewerbe, mithin allgemeine Unsicherheit, Verarmung und Elend zu seyn pflegen.

Der B. Sie könnten aus der Geschichte Ihr Gemälde des aus den Empörungen entspringenden Elends verificiren. Aber warum wollten wir uns an die Tiber und die Ufer des ionischen Meeres versetzen? Warum die Schatten jener alten Griechen und Römer beschwören, noch einmal von den Urnen heraufzugehen und uns die Übel zu attestiren, welche der Dämon der Bürgerkriege ehemals über die Völker gebracht hat? Lassen Sie uns einen Blick auf Frankreich und Brabant werfen! Vielleicht würde die Regierung des verstorbenen Kaisers selbst — so unbillig und unpolitisch er auch die Brabanter behandelte — kaum halb so viel Elend über dieses Land gebracht haben, als

die gegenwärtige Unordnung und Gesetzlosigkeit, als die Excesse einer rohen, an Subordination *) nicht gewöhnten Miliz. Ich bin überzeugt, dafs die Brabanter — von den Franzosen rede ich jetzt nicht — besser daran thäten, unter den friedsamen Zepter des weisen und gerechten Leopolds zurückzukehren. Er macht — den zuverlässigsten Nachrichten zufolge — kein Geheimnifs daraus, dafs er die Grundsätze seines Bruders mifsbilligt.

Der M. Kein Kontrast im Denken und Handeln könnte gröfser seyn, Baron! Mit Vergnügen würde ich dem neuen östreichischen Monarchen huldigen. Aber vielleicht denken die Brabanter: was einmal geschehen ist, kann mehrmals geschehen. Unter Leopolds Regierung freilich, hätten wir keine Zernichtung unserer alten Konstitution zu

---

*) Das Militärgesetz, nicht räsonniren zu dürfen, hat in der Natur und Bestimmung des Militärs seinen guten Grund.

fürchten. Er ist ein weiser Vater, der das Glück seiner Kinder ernstlich will. Aber ist er nicht sterblich? Wer leistet uns die Gewähr, dafs nach hundert Jahren —

Der B. — wieder ein Leopold regiert? Markis! ich bilde mir ein, wenn der Nation ihre alten Rechte und Freiheiten jetzt wieder auf die solenneste Art zugesichert würden, so würde das Andenken der Greuel, welche der Despotismus gewirkt hat, die künftigen Regenten von Erneuerung jener traurigen Auftritte zurückhalten. *Le monde va toujours en se raffinant un peu*, sagte der Patriarch zu Ferney. Man wird sein eigenes Interesse besser kennen lernen, und aus Liebe zur Ruhe und Sicherheit wird man unnöthigen Zwang verabscheuen, wird den durchdachten Grundsätzen Leopolds folgen. Die Völker selbst, die im Freiheitsschwindel taumeln, werden der Gesetzlosigkeit, welche so manche Narren mit der Freiheit verwechseln — um ihrer tiefgefühlten unseligen Folgen willen, überdrüssig werden und sich nach dem Schutze der

Gesetze, welcher die respektirte Autorität der Gesetze unterstellt, und nach der Wiederherstellung des Ackerbaues, der Manufakturen und des Handels sehnen.

Der M. Es ist nur betrübt, dafs man insgemein so spät und nur durch Schaden klug wird.

Der B. Am allerbetrübtesten ist es, wenn die Leute von Tollmannshausen sich gegen ihre Obrigkeit gerade darum empören, weil sie ihr wahres Wohl durch die zweckmäfsigsten Mittel befördert, die — aus Unverstand nur von dem grofsen Haufen nicht dafür erkannt werden. Vater! möchte ich dann — durchdrungen von Schmerz über das bisarre Loos der Sterblichen, welche durch eine Art von Nothwendigkeit zur Sottise verdammt zu seyn scheinen — ausrufen: Vater, der du deine Kinder, die das Schicksal dir gab, so gern glücklich sehen wolltest, vergieb ihnen! denn, wahrlich! sie wissen nicht, was sie thun.

Der M. Ein andermal mehr! Für diesmal mufs ich nach Hause eilen. Leben Sie wohl.

Achtes Gespräch.

Das Recht zu strafen, und Endzweck der Strafen.

Ogni pena, che non derivi dall' assoluta necessità, é tirannica.

BECCARIA.

Der Baron.

Guten Morgen, Markis! (Sie lesen? Ich darf Ihre Andacht nicht stören!

Der M. Sagen Sie lieber — meinen Ärger. Nie hat mich die Lektüre so verdriefslich gemacht.

Der B. Zum Henker, Markis, wenn die Lektüre, weit entfernt Sie zu amüsiren, Sie noch gar verdriefslich macht, so verkaufen Sie heute noch Ihre Bibliothek an einen Trödler. Aber darf ich fragen, was lesen Sie eben?

Der M. Die Beschreibung des Schiffziehens an der Donau, im Göttinger Taschenkalender 1789.

Der B. Und diese grofse Erfindung giebt Ihnen übeln Humor? Hatte sie nicht, wie ein gewisser N. N. sagt, in der Menschenliebe des Erfinders ihren Grund? Er wollte Menschenleben, welches dem Staate so wichtig ist, erhalten, und nun substituirte er den Todesstrafen —

Der M. — ein Übel, welches gröfser als der Tod ist. Gott bewahre uns vor den sichtbaren Wirkungen einer solchen unsichtbaren Menschenliebe!

Der B. Ein gehenkter Dieb, sagt, wo mir recht ist, Meister Arouet, ist zu nichts nütze. Der Staat, zumal wo er mit der äufsersten Weisheit regiert wird, nützt alles. Selbst der Gassenkoth und das Auskehricht wird gesammelt, d. h. erhalten, weil man noch einige Äkker damit düngen kann. Den Auswurf der Societät, *Fex populi*, der in andern Ländern die Galgen an der Landstrafse bevölkert, siehet man, wenn man am Ufer der Donau spatzieren gehet, Schiffe ziehen. Der Dieb am Galgen, was bringt

er dem kaufmännischen, judenzenden Staate ein? Er ist blofs ein Schmaus, den der Staat den Krähen, Raben und Geiern giebt, und höchstens eine Lektion, ein *Sta viator!* für den Vorübergehenden, der das Gebot: du sollst nicht begehren! vergessen haben könnte. Aber der Schiffzieher stellt den Vorüberreisenden ein lebendes Bild des gröfsten menschlichen Elends dar, verbindet mit der Lektion, die er giebt, auch noch Arbeit, dieses grofse Thema der Frohnvögte!

Der M. Wenn ich Ihre Manier nicht kennte, Baron, so würde ich mich über Ihre Apologie des Schiffziehens ärgern. Aber mir deucht, Sie denken von dieser Strafe, wie ich. Es würde mir angenehm seyn, wenn Sie mir bei dieser Gelegenheit Ihre Gedanken vom Strafrecht und dem Endzweck der Strafen mittheilten.

Der B. Wenn Sie es befehlen, Herr Markis! Sie erlassen mir also die Fortsetzung meiner Apologie des Schiffziehens, die mir um so viel nöthiger schien, da ich

sehe, dafs Sie vielleicht, aus patriotischer Vorliebe für die Bastille und die *Lettres de cachet* Ihrer Könige, gegen die Erfindungen und Vorzüge der böotischen Teutschen ungerecht sind?

Der M. Ich erlasse Ihnen diese Apologie von ganzem Herzen. Aber, da ich im Definiren nicht geschickt bin, so sagen Sie mir, was Strafe ist? Ich fühle es zwar, was sie ist, kann es aber nicht sagen, wenn ich gefragt werde; ungefähr so, wie es dem heiligen Augustinus ging, wenn man von ihm erfahren wollte, was die Zeit für ein Ding sey?

Der B. Mir ist Strafe ein physisches Übel, welches jemand um eines sittlichen Übels willen zugefügt wird. Eine Strafe, die gar nichts vom physischen Übel enthielte, würde unsere Sinnlichkeit entweder gar nicht, oder doch nicht auf eine unangenehme Art afficiren, würde also kein Übel, keine Strafe seyn. Dafs aber dieses Übel um eines moralischen Übels willen zugefügt

wird, das, Markis, werden Sie nicht bezweifeln. Straft man uns deswegen, weil wir bucklicht, lahm, wahnsinnig oder taub sind?

Der M. Wenigstens sollte man es nirgends thun. Aber geben Sie mir Ihren Begriff vom moralischen Übel. Was das physische ist, weifs ich. Noch gestern stach mich eine Wespe in Ihrem Garten, und im vorigen Jahr bestahl ein Bedienter meine Börse.

Der B. Ich kondolire Ihnen, Herr Markis, dafs Sie auf einem so unbequemen Wege zum Begriff des physichen Übels gelangt sind! Da es nun aber einmal nicht anders ist, da Sie den Wespenstich weghaben, so wie Ihr Bedienter die Börse, so lassen Sie uns den Unterricht, welchen diese bösen Kreaturen Ihnen um einen so hohen Preis ertheilt haben, dazu nützen, aus ihm auch noch den Begriff des moralischen Übels zu entwickeln. Finden Sie in der Handlung einer Wespe, die Sie durch das Schlagen

mit Ihrem Schnupftuche toll gemacht hatten, etwas sittlich böses?

Der M. Ach! nein, Baron! Die Bestie that, wie sie klug ist. Sie wufste nicht, sie konnte es nicht wissen, dafs ein Gesetz verbietet, jemand zu stechen, oder sonst zu verletzen. Sie hat die Idee des Gesetzes nicht, also auch nicht die Idee der Gesetzmäfsigkeit oder der Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungen.

Der B. Vortreflich, Markis! Auf Ehre! Sie haben schon, wer weifs wie viel *gradus ad Parnassum* erstiegen, und sind auf dem Wege, den Doktorhut der Philosophie anzunehmen. Aber was Sie bewegt, ihn zu verschmähen, galanter Markis, das ist vielleicht nur die unmodische, kredenztellermäfsige Form und die Rosenfarbe dieser Art Kappen. Sie sagten, Ihre Wespe habe vom Gesetze nichts gewufst. Sie entschuldigten das Thierchen mit seiner Dummheit, und Ihre Bemühung, es zu exkulpiren, macht Ihrem Verstande vielleicht noch mehr Ehre, als Ihrem

guten Herzen. Aber Sie hätten Ihrer Schutzrede auch noch beifügen können: im Grunde war ich der erste Beleidiger. Die Wespe rächte sich nur. Die Rache ist das Vergnügen der Götter und Menschen, wie der Atreus des Prinzen Castriotto von Albanien uns belehrt. Warum nicht auch der Wespen? Haben sie nicht ihren Stachel so gut, wie Jupiter seinen Donnerkeil, oder unser Freund Markis sein zum Schlagen zusammengedrehetes Schnupftuch? Der Markis schlug, ehe die Wespe stach. Er hatte ihr zuerst den Krieg angekündigt. Und so viel Recht, als Er hatte, nach der Wespe zu schlagen, hatte sie auch, nach ihm zu stechen. Die Wespe lebte mit dem Herrn Markis nicht im Staate, ob sie gleich, wiewohl ohne seinen Consens, mit ihm im Lande lebt. Denn Gesellschaft setzt einen Grad der Gleichheit, eine gewisse Homogenität unter den Verbundenen voraus, und wir sind mit der Wespe nicht homogen genug, um mit ihr in Gesellschaft zu leben. Sie hätte also über den Klapps,

den der Markis ihr gab, weder bei der Nationalversammlung zu Paris, noch bei dem *Foro temporario* des bei uns nur einige Zeit sich aufhaltenden Markis, libelliren können. Unsere Gesetze sind, jedoch vorbehältlich aller ihrer Ehren! so wenig dazu gemacht, die Wespen gegen die Neckereien unserer promenirenden Markis zu schützen, als diese letztern gegen den Stachel der Wespen sicher zu stellen. *Casum sentit Dominus*, sagen die römischen Gesetze, und ich sagte es auch, als ich einmal die Treppe hinunterfiel.

Der M. Aus dem Abentheuer mit der Wespe liefse sich also der Begriff des sittlichen Übels nicht entwickeln?

Der B. Wenigstens nicht auf die Handlung der Wespe anwenden.

Der M. Aber was fangen Sie nun mit meinem Bedienten und der Börse an?

Der B. Den ersten sperre ich ein, wenn ich ihn erst habe; die andere gebe ich Ihnen, ebenfalls unter dieser Voraussetzung, wieder.

Der M. Ehe es aber dahin kommt, sehen Sie nur zu, Baron, ob Sie aus diesem Ereignifs den von mir gesuchten Begriff abwickeln können.

Der B. Nichts ist leichter. Erlauben Sie mir nur, ehe ich zum Werk schreite, mein Brevier zu beten.

Der M. Ihr Brevier? Sie? ein Ketzer?

Der B. *Atque ipsa utilitas, justi prope mater et aequi.*
Quum prorepserunt primis animalia terris,
mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
pugnabant armis, quae post fabricaverat usus:
donec verba, quibus voces sensusque notarent,
nominaque iuvenere. Dehinc absistere bello,
oppida coeperunt munire et ponere leges.
Jura inventa metu injusti.

Der M. Haben Sie ausgebetet?

Der B. Ja!

Der M. Und dieses Gebet, oder diese Theorie vom Ursprunge des Rechts, stehet,

wie ich mich erinnere, im Horaz. Ist sie wirklich die Ihrige?

Der B. Das ist sie. Ich weifs keine, die natürlicher, oder nur eben so natürlich wäre. Sie gefällt mir besser als die, welche mein Liebling unter den alten Historikern, Tacitus, irgendwo angiebt. Er hält da der Mäfsigung, der Uneigennützigkeit, den wenigen Bedürfnissen und guten Sitten der Urmenschen, in wenigen aber beredten Zeilen eine Art von Lobrede; und läfst hinterdrein die Gesetze, gleichsam als ein nothwendiges Übel, als einen Damm gegen das bei vervielfältigten Bedürfnissen eindringende Verderbnifs der ehemaligen guten Sitten, entstehen. Ich denke mit unserm Venusiner, dafs die Menschen sich erst um Eicheln und ähnlicher Dinge willen mit Klauen und Fäusten kratzten und baxten, hernach sich der Keulen und Prügel, wie Herkules auf alten Schildereien, bedienten, bis sie zuletzt künstlichere Waffen erfanden. Sehen Sie den Schild des Herkules beim Hesiodus, be-

trachten Sie das Gemälde des Streits der Lapither und Centauren, wo das mehr gebildete Volk schon mit artificiellen Waffen das rohere noch mit Stangen oder jungen Bäumen ficht.

Der M. Wahrhaftig, Baron, ich mufs über Horazens Idee lachen, dafs die Menschen sich schon kratzten und schlugen, ehe sie noch einmal verständlich pappeln konnten. Die Schläge fallen in der vierten Zeile, welche Sie mit so vieler Begeisterung recitirt haben; die Wörter und Namen werden erst in der sechsten und siebenten erfunden.

Der B. Zum Uneinswerden oder Prügeln gehört weder Vernunft noch Sprache. Unsere Ahnherren — *Sit dictum absque animo injuriandi!* — glichen etwa unsern ungezogenen Kindern, welche über einen Weck oder über Spielsachen sich raufen, gerade, weil sie noch keine Vernunft, fast nur Instinkt haben.

Der M. Sind Sie aber durch Ihr Brevier nicht von dem geraden Wege abgekommen,

men, der uns zur Entwickelung des Begriffes vom sittlichen Übel aus dem Diebstahl meines Bedienten führen sollte?

Der B. Fürchten Sie keinen Holzweg, und noch weniger ein gänzliches Verirren. Wir eilen mit starken Schritten dem Ziele zu. Ich allegire den Horaz lieber als den Hobbes, und seine Verse enthalten über vielerlei Dinge meine eigene Philosophie. — Um Sie aber nicht ungeduldig zu machen, Markis! — Ihr Bedienter wufste es, konnte und mufste es wissen, dafs er nicht in den Zeiten des von Horaz beschriebenen Faustrechts lebte, dafs schon "Gesetze gegeben waren"

Ne quis fur esset, neu latro.

HORAT.

Er mufste es wissen, dafs die Beobachtung dieser Gesetze — ohne welche die Societät ihren Zweck nicht erreichen könnte — die nothwendige Bedingung ist, unter welcher der Staat ihn in seinen Schoofs aufnahm, duldete, beschützte. Die Infraktion dieser

Gesetze ist eine dem Staat zugefügte Beleidigung, welche der Staat zu ahnden befugt, und, als der Stärkere, vermögend ist. Ihr Bedienter wufste, dafs es verboten ist, zu stehlen, dafs ein Dieb also unrecht thut. Er hatte gewifs einen, obgleich nicht entwickelten, Begriff vom Unrecht.

Der M. Das moralische Übel wäre also wohl am Ende nichts als Unrecht?

Der B. Ganz richtig, Markis. So wie die Gerechtigkeit — die strenge Befolgung der Regel: *suum cuique!* — der Mittelpunkt aller Tugenden des Bürgers ist: so ist ihr Gegentheil, das Unrecht, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Summe alles sittlichen Übels. Horaz hätte in dem schönen Verse: *Jura inventa metu injusti,* statt des Unrechts, eben so füglich Beleidigungen, die in physischen Wirkungen eines Menschen auf den andern bestehen, setzen können. Denn — ich bitte Sie, diesen Satz wohl zu merken! — wir könnten den Begriff des sittlichen Übels, d. h. des Unrechts, nicht

haben, ohne den ältern oder frühern Begriff des Leidens, d. h. eines physischen Übels, zu haben. Dieser letztere Begriff nun setzt unangenehme Sensationen, mithin — die physische Sensibilität, ohne welche es — wenigstens in unserm jetzigen Zustande — für uns weder Güter noch Übel geben könnte, voraus. Sie sehen also, Markis, dafs selbst unsere moralischen Begriffe, welche nebst einigen metaphysischen von der Materie und Bewegung am weitesten entfernt zu seyn scheinen, die physische Sensibilität voraussetzen.

Der M. Das Unrecht meines Bedienten bestand also darin: dafs er der Kenntnifs, die er vom Gesetze hatte, zuwider handelte. Dieses Gesetz hat die allgemeine Vernunft vom Interesse geleitet; das heifst: der allgemeine Wille der Gesellschaft diktirt etwas, womit der Wille jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft nothwendig harmoniren mufs, weil im entgegengesetzten Falle der Theil sich vom Ganzen trennen, und in einer der

Direktionslinie des Ganzen contrairen Richtung wirken würde. — Um eines sittlichen Übels willen wird dem Beleidiger der Gesellschaft ein physisches Übel zugefügt. Dieses heifst Strafe.

Der B. Vortreflich, Markis. Der Ursprung des Strafrechts ist nur in unserm unvertilgbaren Grundtriebe — oder, welches hier eins ist, im Rechte — der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung zu suchen. Dem Staat kommt diese Tendenz, oder dieses Recht, sich in seinem Seyn zu erhalten, und folglich alle Übel, die seinen Zustand alteriren oder verschlimmern könnten, so weit seine Kräfte reichen, von sich zu entfernen, eben so gewifs zu, wie diese Tendenz, die im Wesen der Dinge, also auf Nothwendigkeit gegründet ist, dem einzelnen Menschen im Naturstande zukommt. Folglich hat der Staat auch ein Recht, Beleidiger zu strafen. Übertretung der Gesetze, die dem Zweck des Staats als Mittel untergeordnet sind, — ist Beleidigung der

ganzen, zu jenem Zwecke vereinigten, Gesellschaft.

Der M. Hat etwa jeder Einzelne bei seinem Eintritt in den Staat, sein Recht Beleidigungen zu ahnden, durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag auf den Staat transferirt?

Der B. Markis! ich kann das ewige Spiel gewisser Doktoren mit ihren eingebildeten Verträgen nicht leiden. Wozu Verträge dichten, wenn der Grund der Gültigkeit dieser Verträge — ihre Existenz vorausgesetzt — zuletzt doch nirgends, als in der Nothwendigkeit, oder in dem allgemeinen Interesse der Menschen zu finden ist? Diesen Grund in dem Willen eines hyperphysischen Wesens suchen, heifst die Nothwendigkeit, die nur in und auf sich selbst gegründet seyn kann, zuletzt, und in höchster Instanz, einer Willkühr unterwerfen, mithin die Nothwendigkeit zugleich setzen und aufheben. — Der Staat ist ein Aggregat, oder richtiger zu reden, ein System von sub- und coordinirten

Kräften, die zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken. Diese Kräfte wirken — wie alle Kräfte — nach einer in ihrem Wesen gegründeten Regel. Die Einheit des Zweckes der coordinirten erfordert Einheit der Regel ihres Zusammenwirkens. Dieses Zusammenwirken hat die Erhaltung des Ganzen zum Gegenstande. Diesen Gegenstand nennen wir Zweck, in so fern wir uns unserer Tendenz, unseres Bestrebens die Erhaltung zu bewirken, bewufst sind. Diese Tendenz selbst aber, die wir auch weder nach Gefallen hervorbringen, noch jemals unterdrücken können, hängt weder von unserer eigenen, noch von irgend eines andern Wesens Willkühr ab: oder, auch die geometrischen Wahrheiten müfsten eine solche Willkühr zur Basis haben. An der ersten Bildung der Gesellschaften, so wie an der Art und Weise, wie wir jetzt noch dem Staate einverleibt werden, haben Vernunft und Willkühr so wenig Antheil, wie an der Bildung der Bienenrepublik, des Ameisenstaates, der Bibersocietäten.

Der M. Erlauben Sie mir, Baron, noch Ihre Meinung von dem Endzwecke der Strafen zu begehren, Ich werde mit Vergnügen Ihr Schüler seyn.

Der B. Ich erinnere mich, in den attischen Nächten *) des Aulus Gellius gelesen zu haben: es gäbe, nach dem Urtheil der Philosophen, einen dreifachen Zweck der Strafen. Der erste sei — die Besserung des Betraften. In dieser Beziehung ist die Strafe also in der moralisch-politischen Welt ungefähr das, was in der physich-medizinischen und *respective* chirurgischen, eine Dosis Rhabarber, Sennesblätter, oder etwa die Amputation im Falle der Unheilbarkeit eines Gliedes ist; wiewohl letztere eigentlich ein Mittel zum dritten Zwecke, nehmlich, der Statuirung eines Exempels, ist. Der andere Zweck der Strafen ist — die Rache.

Der M. Pfui, Baron! das ist ein häfslicher Zweck. Man vermehrt die Summe der Übel, die der Verbrecher gestiftet hat,

---

*) Lib. VI. Cap. 14.

durch ein neues Übel! Das kommt mir vor, als ob ein Arzt einem Fleckfieberpatienten, der das Unglück gehabt hätte, einige Leute mit seinem Gifte zu inficiren, die Pest einimpfen wollte.

Der B. Die Philosophen, welche die Rache zum zweiten Zweck der Strafen machen, verstehen darunter die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des gekränkten Ansehens und der Würde einer Person, welche man, um des gemeinen Bestens willen, als heilig, d. i. unverletzlich, betrachten muſs.

Der M. Das lasse ich gelten. Wenn ein Bauerntölpel einem andern von derselben Art eine Ohrfeige giebt, so verdient er wohl, auf eine Weile in den Thurm gesteckt zu werden. Gäbe er aber die Ohrfeige dem fungirenden Prätor, so würde man ihn hoffentlich auf einige Jahre in das Zuchthaus, bei Wasser und Brodt, sperren, und ihn zum Willkommen und Abschied mit einer gewissen Zahl von Peitschenhieben regaliren lassen. — — An der Erhaltung des obrigkeitlichen Ansehens — ohne welches alle

Greuel der Selbstrache und Anarchie eintreten würden — ist der Societät noch weit mehr als an dem Fell eines einzelnen Bauern gelegen.

Der B. Der dritte Zweck der Strafen ist: die Statuirung eines Exempels. — *Ut ceteri*, wie Gellius sagt, *similibus a peccatis, quae prohiberi publicitus interest, metu cognitae poenae deterreantur.* Hoffnung und Furcht sind die beiden ewig wirksamen Triebfedern unseres Thuns und Lassens. Der weise Gesetzgeber nützt diese Leidenschaften, als Mittel, zu seinem Zwecke. Bei vielen Menschen vertritt die Furcht des Galgens oder des Staupenschlages die Stelle des Gewissens, oder des sittlichen Gefühls. Lassen Sie uns aber gestehen, Herr Markis, dafs jene drei Zwecke der Strafen gemeiniglich kombinirt, oder beisammen, Statt finden. Nur, dafs bei Todesstrafen der erste, oder eigentlich nur zuerst genannte Zweck, die Besserung des Bestraften, wegfällt. Indefs — nöthigen mich Geschäfte, nach Hause zu eilen. Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehen!

Neuntes Gespräch.

Über reelle und persönliche Majestät.

Der Markis.

Da las ich eben die Zeitungen, Baron. Wem mufs nicht bei'm Gemälde der gegenwärtigen Unordnungen in Frankreich, und der Ausschweifungen, die der rasende Pöbel ohne alle Scheu der Gesetze verübt, die Galle überlaufen?

Der B. Ich verabscheue die vielen unnöthigen Grausamkeiten, die man begehet. Ich mifsbillige die tollen Ausschweifungen des Pöbels so sehr, wie jemand sie mifsbilligen kann. Aber, Freund, ob *Sie* gleich bei der Veränderung in ihrem durch Despotismus und Anarchie wechselsweise unglücklich gemachten Vaterlande einiges eingebüfst haben mögen, und ob Sie gleich mit vielem Rechte sich gegen die gewaltthätigen Über-

treter der Gesetze ereifern, so hüten Sie sich dennoch, der ganzen Nation, oder ihren ehrwürdigen Repräsentanten, das zum Verbrechen anzurechnen, was blofs Folge des gränzenlosen Elends und der dadurch erzeugten Verzweiflung ihrer bisher am meisten gedrückten Glieder ist. Lassen Sie uns vielmehr, wenn wir unpartheiisch und gerecht seyn wollen, jenen unseligen Aristokraten Vorwürfe machen, welche durch Mifsbrauch der königlichen Autorität zur Befriedigung ihrer schändlichen Leidenschaften, ein sonst seinen Königen sehr ergebenes Volk zu diesen Tiefen des Elends und der Verzweiflung herabgebracht haben.

Der M. Ich wünsche von Ihnen zu hören, Baron, wie Sie Sich die Begriffe der reellen und der persönlichen Majestät, und den Ursprung dieser beiden Majestäten erklären? Ich will, wenn es möglich ist, mein persönliches Interesse, als Markis, vergessen, und nur das Interesse, welches ich als Mensch und Bürger mit allen andern Men-

schen und Bürgern gemein habe, zu Rathe ziehen.

Der B. Gottlob! dafs Regenten uns jetzt nicht mehr aus einer so natürlichen und nothwendigen Untersuchung ein Verbrechen machen *). Diese Väter ihrer glücklichen, zufriedenen und dankbaren Völker sehen ein, dafs *sie* nichts dabei verlieren, nur in den Augen des Publikums, dessen Urtheil ihnen nie gleichgültig seyn *kann*, und an Liebe, Achtung und Zutrauen, gewinnen können, dafs ferner ihre Autorität zufolge ewiger Naturgesetze, Schranken haben mufs, dafs die ächte Philosophie, welche gewisse Feinde des menschlichen Geschlechtes unter allerlei nichtigen Vorwänden so gern verdächtig machen möchten, jede rechtmäfsige Autorität unabänderlich respektirt, und deren

---

*) Zum Ruhm unseres teutschen Vaterlandes sei es gesagt, dafs viele unserer Fürsten wirklich so hell und edel denken. Ausnahmen zeigen sich zwar hin und wider, *mais — ils ne tirent plus à consequence.*

Beibehaltung mit weltbürgerlichem Eifer, ihrem grofsen Berufe treu, den Völkern predigt. Jene angebeteten Fürsten, die, nach dem Beispiel Friederichs des Grofsen, es für ihren Ruhm halten, Philosophen in der edelsten Bedeutung des Wortes zu seyn, würden ihren Charakter in den Augen des unbestechlichen und unerbittlich richtenden Publikums unheilbar zu beschimpfen und ihre grofsen Ansprüche auf die Verehrung des menschlichen Geschlechtes zu verlieren fürchten, wenn sie der prüfenden Kritik einen Gegenstand entreifsen wollten, der, wie alle menschliche Dinge, ganz unstreitig vor das Tribunal dieser kompetenten Richterin gehört.

Der M. So denke ich auch, Freund. Aber lassen Sie uns zur Sache kommen! Sie haben neulich bei einer andern Gelegenheit insinuirt, dafs die Majestät zu den Dingen gehört, die sich definiren lassen. —

Der B. Wir sind damals schon übereingekommen, *was* die Majestät eigentlich

sei? Wir haben ihre Unterscheidung in die reelle und persönliche anerkannt — mit Erlaubnifs der Doktoren, welche hier eine gewisse Identifikation behaupten zu müssen glaubten. Es käme jetzt noch darauf an, zu wissen, *wie* das definissable und definirte Ding eigentlich zur Welt gekommen ist? und *wo* es seit dem Moment seiner Geburt eigentlich seinen Sitz hat? —

Der M. Wir befinden uns also, wie ich merke, mit der Majestät nicht in dem nehmlichen Falle, worin wir uns mit der Seele befinden. Einige Philosophen haben dafür gehalten: man wisse nach dreitausendjährigen Spekulationen weder, *was* sie sey? noch, *wie* sie entstanden sei? noch, *wo* sie uns eigentlich sitze? — —

Der B. Die politischen und moralischen Wesen, lieber Markis, sind in einer gewissen Beziehung — wenn ich mich so ausdrücken darf — traitabler, als die metaphysischen. Wenn man die letztern als Abstraktionen, die unser Geist sich selbst

macht, behandelt; so scheinen manche Schwierigkeiten, und die Widersprüche wegzufallen, in die man sich verwickelt, wenn man Verneinungen und abgezogene Begriffe an die Stelle wirklicher, für sich bestehender Wesen setzt, und Wirklichkeiten aus ihnen, als aus Ursachen oder Gründen, ableitet. Aber dieser Gesichtspunkt führt bisweilen zu Resultaten, welche denen entgegen sind, die man herausbringen wollte, und bisweilen durch die gewöhnlichen Paralogismen der Schulen, dem täuschenden Anschein nach, wirklich herausbrachte. — Doch, das gehet uns hier nichts an. Was den Ursprung und Sitz der *reellen* Majestät betrift, so bin ich der Meinung vieler andern ehrlichen Leute, dafs selbst in der Monarchie die Nation allezeit die *reelle* Majestät, und ihr sichtbares Oberhaupt nur die *persönliche* habe. In der That weifs *ich* den Ursprung der dem ersten Diener des Staates beiwohnenden persönlichen Majestät aus keiner andern Quelle, als

aus der reellen Majestät der Nation abzuleiten.

Der M. Stehet Ihnen denn nicht der Himmel offen? der Himmel, von welchem das göttliche Recht der Könige — um's Himmels willen, lachen Sie nicht, Baron! — eben so gewifs herabgekommen ist, als die Suren und Ajeds des Koran, als die Oriflamme und die kleine artige Bouteille, woraus die allerchristlichsten Könige zu Rheims gesalbt werden? — —

Der B. Ja, wenn es eine Ampulle mit gutem Champagner wäre, so wollte ich es minder unwahrscheinlich finden, dafs die Götter uns diese Nektarflasche von ihrer Tafel heruntergelassen hätten. Aber wir kennen Gottlob! die Fabrikanten des heil. Salböhls, so wie wir das Recept in Hallens natürlicher Magie finden, nach welchem die rothe Pomade gemacht wird, die im schönen Parthenope das Blut des San-Gennaro vorstellt. Setzen Sie, die Nation habe gar keine Majestät, alsdann hat sie auch keine

Majestät

Majestät geben oder übertragen können. Woher käme denn die des Regenten? Wir müfsten sie — vom Himmel herabsteigen lassen. Er ist das alte Asyl der Unwissenheit. Sie kreidet den Ursprung aller Dinge, deren Wurzel sie auf der Erde nicht finden kann, auf die Rechnung des Himmels.

Der M. Ich habe einen Freund, welcher den Ursprung der eingeschränkten Monarchie und der Republik von Menschen, und den Ursprung der Despotie vom Teufel, oder gar vom bösen Grundwesen der Manichäer, herleitet. Das Recht der Despoten, oder das *tel est nôtre plaisir* wäre also ein *Jus diabolicum.* Sie sagten mir einst, Baron: der Regent sei das Organ oder Sprachwerkzeug des allgemeinen Willens, und der allgemeine Wille sei nichts als das Resultat der Vereinigung oder Übereinstimmung aller einzelnen Willen. —

Der B. Man raube der Nation die reelle Majestät, und sie ist keine Nation mehr. Ich kann sie von einer Heerde Lastvieh

nicht unterscheiden. Wozu hilft es, dafs sie vor dieser die Vernunft voraus hat, wenn diese Vernunft in den bürgerlichen Beziehungen, d. i. gerade in denen, woran uns alles gelegen ist, unbrauchbar seyn und ohne Effekt bleiben? wenn in Ansehung des politischen Verhältnisses, blinde Unterwerfung unter ungereimte Kaprizen gerade so Pflicht seyn soll, wie es nach der Meinung gewisser Leute blinder Glaube in Ansehung des religiösen Verhältnisses ist? wenn die Vernunft den Willen nicht erleuchten, oder ihn vergebens erleuchten soll, weil — das Volk, welches, wie man weifs, aufser den *Prinzen*, nur in *Sklaven*, nach der Theorie der Sultane von Marocco, bestehet, keinen Willen zu haben, sondern blofs den Despoten in den Tag hinein *wollen* zu lassen verbunden ist? Ich ergrimme, ich schäme mich, ein *Mensch* zu seyn, wenn ich an die abscheulichen Folgen eines so widernatürlichen und unvernünftigen Systems denke! Wofern ich von irgend einer auf Thatsachen

beruhenden Wahrheit überzeugt bin, so ist es von dieser: dafs die gröfsten Calamitäten, welche unsere unglückliche Race von jeher betroffen und zu Boden gedrückt haben, aus dem gleich unseligen religiösen und politischen Aberglauben geflossen sind.

Der M. Seitdem ich fähig gewesen bin, bei Lesung der politischen und Kirchengeschichte — dieser grofsen Sammlung von Thorheiten und Greueln aller Art — selbst zu denken, besonders seitdem Fra Paolo Sarpi mich auf die Handlungen der ehemaligen Vorsteher der Kirche, und der Grofsen, welche jene Dalai-Lamas nach Gefallen wirthschaften liefsen, weil eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt, aufmerksamer gemacht hat, als ich es zuvor gewesen war: seitdem habe ich Gelegenheit genug gehabt, mich von der Wahrheit Ihrer Behauptung zu überzeugen. Aber darf ich Sie bitten, Baron, damit ich desto gewisser seyn kann, Sie recht verstanden zu haben, mir ein Beispiel von dem zu ge-

ben, was Sie politischen Aberglauben nennen? — —

Der B. Ehe ich Ihr Verlangen befriedige, nur noch ein Wort! Sie erwähnen meines Lieblings Fra Paolo Sarpi. Wie viel lieber liest ihn nicht ein Philosoph, als den weit orthodoxern, d. h. dem eigennützigen System der römischen Curie weit günstigern, Pallavicini, der uns auch mit einer Geschichte des tridentinischen Concilii beschenken zu müssen geglaubt hat! Aber zu Ihrer Frage! Um Ihnen ein Beispiel vom politischen Aberglauben zu geben, führe ich Ihnen den Köhlerglauben an die legale Allmacht des *tel est nôtre plaisir,* oder *stet pro ratione voluntas!* an.

Der M. Hélas! braver Baron! Ich kenne keinen absurderen Gemeinplatz in dieser an Gemeinplätzen so reichen Welt, als dieses *Shah Nadirsche tel est notre plaisir!* Ich wünschte, dafs es — zur Ehre unserer Gattung! — nie ein Fürst in den Mund genommen hätte.

Der B. Im Anfange, als diese Ihnen so odiöse Formel zuerst aufkam, mag sie wohl nichts als eine unschuldige Floskel im Kanzleistil, und von keiner schlimmeren Bedeutung gewesen seyn, als Junker Siegfrieds von Lindenberg majestätisches: so will ich! Aber *verba valent sicut nummi.* Mit der Zeit ändert sich die Bedeutung der Wörter, welche ohnehin bisher nur selten mit derjenigen Genauigkeit festgesetzt worden ist, die den durch Mifsbrauch der Wörter veranlafsten Irrthümern zuvorkommen könnte. Exegeten von einer gewissen Art forschen in den *Buchstaben* der Schrift, und ohne sich um den vermuthlichen Sinn der ersten Urheber zu bekümmern, schieben sie den geduldigen Formeln *ihre* Gedanken unter, und — beweisen alles daraus, was sie zu beweisen dienlich erachten. — —

Der M. Ich verstehe Sie, Baron! Es ist viel Sinn in dem, was Sie da sagen! Sie behaupteten vorhin, den wahren Sitz der reellen Majestät, selbst in der Monarchie,

nirgends anders als bei der Nation antreffen zu können, welche Regenten *kreirt,* ansetzt, oder bestellt, und — wie die besten Doktoren des Natur- und allgemeinen Staatsrechtes längst gelehrt haben — in gewissen Fällen auch das Recht hat, unfähige oder unwürdige Regenten zu dethronisiren. Nur die persönliche Majestät — welche immer auch Majestät, und sehr zu respektiren ist — wohne dem sichtbaren Oberhaupte der Nation, ihrem obersten Repräsentanten, dem Organ des *allgemeinen vernünftigen Willens,* bei. Sie ist der Abglanz der Herrlichkeit der *reellen* Majestät der Nation, und die Nation ist keine *Sache,* die als Eigenthum, etwa wie eine Heerde Hämmel, von jemand besessen, geschoren, veräufsert werden kann. Nein! sie ist ein fortdaurendes Aggregat von Personen, welche als vernünftige und vervollkommliche Wesen nicht blofs Mittel zu einem *aufser ihnen* befindlichen Zwecke seyn können, sondern *selbst* als Zweck der politischen Anordnungen und Einrichtungen angesehen werden müssen. — —

Der B. Ich gestehe es Ihnen — und würde es Ihnen noch gestehen, wenn wir auch hunderttausend Zuhörer hätten, *) — dafs diese Theorie mir, mit allergnädigster Erlaubnifs der Sultane zu Constantinopel, Ispahan, Mequinez, und wo es sonst dergleichen im Orient und Occident noch geben mag, auch ihrer *ersten Sklaven* und Hofjuden, sammt und sonders! nicht nur die natürlichste und menschlichste, sondern auch evident, wie die Mittagssonne am wolkenlosen Himmel zu seyn scheint. Ich glaube die Einwürfe ziemlich zu kennen, welche einige Doktoren dagegen vorgebracht haben; aber da ich einmal am Beichten bin, so gestehe ich noch ferner: dafs diese Einwürfe mir theils nur unzeitige Schmeichelei gegen gewisse Despoten zu seyn scheinen, theils aber nur die Idee erregt haben, dafs es Ihren Proponenten nicht gelun-

*) Die Menschen, sagt Wieland, bleiben nicht ewig Kinder, und es ist endlich einmal *Zeit*, sie als erwachsen zu behandeln. — —

gen ist, ihre Theorie auf erste und unläugbare, aus der Natur der Dinge selbst gezogene, Grundsätze zurückzuführen. —

Der M. Ehe ich nach Hause gehe, nur noch eins! Ich glaube nicht einmal, dafs Sie nöthig haben, Ihre Theorie umständlich zu rechtfertigen. In ihrem ganzen Umfange erkannt und angewendet, kann sie für das menschliche Geschlecht nicht anders als ehrenvoll und wohlthätig seyn, was für ein besonderes — dem *allgemeinen* entgegengesetztes — Interesse auch dieser oder jener Despot haben mag, das Gegentheil von Ihren Sätzen den Leuten einprügeln zu lassen. Das gröfste von allen Verbrechen in den Augen des Philosophen ist — das *crimen laesae humanitatis*. —

Zehntes Gespräch.

Ungültigkeit der Testamente nach dem blofsen Naturrecht.

Der Markis.

Neulich, Baron, blätterte ich aus Langerweile in den Heften eines Ihrer Doktoren. Der Mann bewies sehr gelehrt, dafs die Testamente *Juris naturalis* sind. Was däucht Ihnen davon? Die Sache mufs wohl so ausgemacht nicht seyn; denn ich erinnere mich, im Helvetius gelesen zu haben: dafs der Staat seinen Bürgern überhaupt durch ein die Erbschaften und Successionsfälle regulirendes Gesetz das Recht zu testiren entziehen könne. Wäre aber dieses Recht ein Recht, welches wir von der Natur, oder — was im Grunde eins ist — von Gott, haben, so könnte uns der Staat dasselbe nicht entziehen.

Der B. Ich weifs nicht, Herr Markis, ob ich mir Gelehrsamkeit genug zutrauen darf, um den Heften Ihres Doktors mit Eh-

ren widersprechen zu können. Einige ehrliche Männer von meiner Bekanntschaft halten mich in aller Einfalt ihres Herzens für einen blofsen Metaphysiker, d. h. für einen abstrakten Grillenfänger. Noch andere haben mich — Gott weifs, warum — für einen Belletristen erklärt. Einem bin ich sogar zufolge einer besonders unglücklichen Art zu sehen, ein *gefährlicher* Mann, den man removiren mufs — weil —

Der M. Weil er nicht an die Fabel von *ma mère Oye*, wohl aber an die Entscheidungen der allgemeinen Vernunft, und an streng-erweisliche und unveräufserliche Rechte der Menschheit glaubt. Ich halte Sie weder für einen metaphysischen Grillenfänger — ungeachtet ich mir, die Wahrheit zu gestehen! von dem Menschenverstande eines Mannes, der über gewisse Dinge nie metaphysicirt oder, wenn man will, Grillen gefangen hat, nur einen sehr geringen Begriff mache — noch für einen schönen Geist, in der gewöhnlichen, etwas verächtlichen, Be-

deutung des Wortes, noch für einen gefährlichen Mann. Fahren Sie nur fort, mich zu belehren.

Der B. Dazu fühle ich mich nicht berufen,' Markis. Aber wenn Sie meine Meinung von der Gültigkeit oder Nichtgültigkeit der Testamente, nach dem bloſsen Naturrecht, wissen wollen, so sehe ich nicht, was für einen Grund ich haben könnte, sie Ihnen vorzuenthalten. Erlauben Sie mir, nach der Vorschrift der Weltweisen von Stagyra und Tusculum, und nach dem Beispiel Euklid's, unsere Untersuchung von der Erklärung des Gegenstandes anzufangen.

Der M. Ich werde Ihr lehrbegieriger Schüler seyn, wofern Sie nur nicht so gelehrt definiren, daſs ich in den Fall jenes Mannes komme, dem die Sache immer dunkler wurde, je mehr man sie ihm erklärte.

Der B. Dann würde die Schuld an mir, nicht an Ihnen, liegen. Das Recht zu testiren ist: die Befugniſs, über sein durch naturgesetzmäſsige Mittel erworbenes Vermö-

gen dergestalt zu dispouiren, dafs man durch eine Verordnung den nach unserem Tode eintretenden Eigenthümer desselben bestimmt, und also alle andere Personen von dem Gebrauche oder Genusse dieser Güter ausschliefst.

Der M. Das begreife ich, Baron. Diese Erklärung lag, wie Ihre Philosophen sich ausdrücken, *implicite* in meinem Verstande.

Der B. Die Frage, die der Herr Markis mir zu erörtern aufgab, war: ob das eben erklärte Recht, unabhängig von willkührlichen Verträgen und positiven Gesetzen, ein Recht der Natur sei, und aus dem Begriffe des — einmal erlangten — Eigenthums fliefse.

Der M. Sie haben den Sinn meiner Frage richtig bestimmt. — — —

Der B. Einige Doktoren bejahen die Frage unseres Markis, andere verneinen sie.

Der M. Aber Sie, Baron? sind Sie von der bejahenden, oder von der verneinenden Parthei? — —

Der B. Wir werden am sichersten ge-

hen, wenn wir zuerst die Gründe der bejahenden anhören. Das Eigenthumsrecht, sagen sie, oder könnten sie sagen, schliefst die Befugnifs in sich, über meine Sachen nach Willkühr zu disponiren *). Ich kann sie veräufsern, auf welche Art ich will. Dadurch höre ich auf, ihr Eigenthümer zu seyn, und übertrage mein Recht an diesen Sachen auf einen andern. Sollte ein Sterbender, indem er aufhört Eigenthümer zu seyn, sein Eigenthumsrecht nicht nach Willkühr auf einen andern übertragen können? — Er disponirt ja *noch bei seinen Lebzeiten* über sein Eigenthum, also — zu einer Zeit, da er das natürliche und sittliche Vermögen zu disponiren, zu veräufsern, u. d. noch hat. — — —

Der M. In der That, Baron, gestehen

---

*) Die Institutionen des bürgerlichen Rechtes definiren das Eigenthumsrecht: *dominium est jus in re corporali, ex quo facultas de ea disponendi, eamque vindicandi nascitur, nisi vel lex, vel conventio vel testatoris voluntas obsistat.* — —

Sie nur, dafs diese Gründe sehr stark sind. Ich wenigstens, ich Profaner, weifs sie nicht zu entkräften. Der Testirer thut, wie es mir vorkommt, nichts, als, dafs er sein Eigenthumsrecht an gewissen Dingen, auf einen gewissen und bestimmten Fall, wenn er nämlich sterben wird, dergestalt auf einen andern überträgt, dafs dieser erst, wenn obiger Fall eintritt, zum Quasibesitz und zur Ausübung jenes Rechtes gelanget. Das ist doch wohl eine naturgesetzmäfsige Übertragung?

Der B. Scheinbar ist dieser Grund immer, lieber Marquis. Auch dürfte er wohl der stärkste seyn, den die bejahende Parthei aufbringen kann. Aber sollte er wirklich entscheidend in diesem Streite seyn? Es ist wahr — der Testirer disponirt über sein Vermögen nicht *nach* seinem Tode, d. h. nicht zu einer Zeit, da er das physische, und mithin auch das sittliche Vermögen (oder die Befugnifs) zu disponiren nicht mehr hat. Allein er verordnet in Ansehung

seines Vermögens — welches er nur während der Dauer seines menschlichen Lebens zu besitzen und nach Gefallen zu behandeln *fähig* und *befugt* ist — etwas, welches *ausser* der Gränze seines, auf seine Lebenszeit nothwendig eingeschränkten, Rechtes fällt.

Durch den Tod höre ich auf, Eigenthümer meiner Sachen zu seyn. Ich bin aller meiner Sinne, die ich als Mensch hatte, und wodurch ich Eindrücke von der mich umgebenden Welt erhielt, beraubt; also unfähig der Vorstellungen oder Begriffe, welche aus der Vergleichung jener Eindrücke resultiren und zuletzt immer concrete Sensationen, mithin den Gebrauch unserer Sinne, voraussetzen. Die Organe, vermittelst deren ich auf die Aufsendinge durch Bewegung wirkte, sie mir zueignete, sie meinen Absichten, d. h. meinen Wünschen und Bedürfnissen gemäfs, modificirte, sind in ihre Elemente, welche unvergänglich sind und in neue Kombinationen und Gestalten eingehen, aufgelöst worden. Wie kann ich noch

eine Gewalt über meine ehemaligen Güter ausüben, deren aus sinnlichen Eindrücken erzeugtes Bild in meinem Hirn, durch die Wirkung physischer Ursachen, ausgelöscht worden ist? — — Jm Moment unseres Todes, lieber Markis, werden meine Sachen herrnlos (*res nullius*) und zwar deswegen, weil ich bisher ihr alleiniger Eigenthümer war, und nun es zu seyn aufgehört habe. Sollten sie nun nicht das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer zuerst bemächtigt? *Res nullius cedunt primo occupanti.* — — Es verstehet sich, dafs der Staat, bestimmt den Mängeln des Naturstandes abzuhelfen, ein Interesse hat, den Unordnungen vorzubeugen, welche entstehen müssen, wenn Güter völlig herrnlos würden. Er thut freilich besser, wenn er seinen Bürgern, jedoch unter gewissen Restriktionen, das Recht zu testiren zugestehet. — Mein Recht, mit meinen Gütern nach Willkühr zu schalten, und über sie etwas zu verfügen, hat mit meinem Leben, als der Bedingung aller

Herr-

Herrschaft und alles physischen Genusses, d. h. mit meinem physischen Vermögen, Eigenthum in dieser Welt zu besitzen und zu gebrauchen, einerlei Zeitgränze. Wie sollten sich die Wirkungen dieses Rechts noch über die Gränzen des Lebens hinaus erstrecken können?

Der M. Mir scheint es, Baron, als ob die Menschen gern jede Idee von sich hätten entfernen wollen, welche sie daran erinnert, dafs der Verlust ihrer physischen Existenz — welche sie gegen die, in dem Reiche der für fabelhaft gehaltenen Schatten, oder richtiger und christlicher zu reden, in einer unbekannten und ihrem jetzigen Aufenthalte höchst unähnlichen Geisterwelt, vertauschen müssen — zugleich das Ende ihres Einflusses und ihrer Herrschaft auf einer Erde ist, an welche sie Gewohnheit noch mehr, als das Vergnügen, gefesselt zu haben scheint. Die Idee, noch nach ihrem Tode gebieten zu können, im Andenken der Ihrigen fortzuleben, und eine Art von Gewalt

unter ihnen auszuüben, die sich blofs nur noch auf die Meinung stützt, der *letzte* Wille eines Sterbenden müsse uns heilig seyn und pünktlich befolgt werden, schmeichelt unserer Eigenliebe, die uns bis an die Urnen hin durch alle Perioden und Auftritte des Lebens begleitet, und — wenn uns neue Scenen des Lebens und der mit Selbstgefühl verbundenen Thätigkeit jenseits des Grabes bevorstehen, wie Platoniker und Christen lehren, und sehr viele Völker geglaubt haben — auch dort von unserem Wesen sich nicht trennen wird.

Der B. Ganz recht, Markis! Man macht sich zur Mumie, um seinem geliebten Körper so lange als möglich seine Form zu erhalten. Man bauet Pyramiden, um ihn gegen Gewaltthätigkeit und Zerstörung von Seiten muthwilliger Menschen oder zum Streit empörter Elemente, Jahrtausende lang zu sichern. Man testirt, um, durch eine Art von Anticipation der Zukunft, an dem künftigen Schicksal der Sachen, die man

ungern verläfst, noch einigen Antheil zu nehmen, und vorher zu wissen, in welchen Händen sie sich nach unserem Hintritt befinden werden. Ein Testament ist ein Gesetz für die, welche Vortheile daraus zu ziehen haben, oder dabei interessirt sind. Dafs unser Wille noch nach unserem Ableben wenigstens für einige Menschen ein Gesetz ist, das ist freilich, wie der Herr Markis richtig sagte, eine Idee, welche unserer Eigenliebe, und unserm so natürlichen Hange zu herrschen, schmeichelt.

Ich besitze — im Naturstande, und die Erwerbungsarten des bürgerlichen Rechts abgerechnet, womit wir jetzt hier nichts zu thun haben — meine Güter durch die *erste Bemächtigung (occupatio prima.)* Eben das Recht, welches *ich* durch diese erlange, wird nach meinem Tode ein anderer erlangen, der sich meiner *herrnlos* gewordenen Sachen zuerst bemächtigt. Kann doch der Regent nicht über die Gränzen seines Lebens hinaus herrschen! Kann, der nach

ihm kommt, doch die Gesetze seines Vorgängers annulliren! Die Gesetze des unumschränktesten Souverains gelten nur, d. h. haben nur verbindende Kraft und Autorität, so lange ihr Geber lebt. Werden sie länger respektirt, so geschiehet das nur durch den Consens der Nation, sie beizubehalten, oder durch den Willen des neuen Regenten, der sie — wenigstens stillschweigend — konfirmirt, so, dafs sie nun *als von neuem gegeben* angesehen werden können. — — Und die willkührliche Verordnung eines Menschen im Naturstande sollte noch über die Gränze seines Lebens hinaus gültig bleiben?

Der M. Warum kann aber jemand *bei seinen Lebzeiten* Dinge gültig veräufsern, die zu seiner Vermögensmasse gehören? — —

Der B. Die Fälle, lieber Markis, sind sehr verschieden. Der eine überträgt auf einen andern sein Eigenthumsrecht an einer Sache, zu einer Zeit, da er — der Übertragende — selbst die zu veräufsernde Sache

noch besitzen, oder seinen auf gesetzmäfsige Art erlangten Besitz und Gebrauch derselben fortsetzen konnte. Er überträgt nicht mehr Recht auf den andern, als ihm selbst zustand. Der andere aber, der Testirer, überträgt auf einen anderen gewisse Rechte, die derselbe erst zu einer Zeit wird ausüben können, wenn jener kein Recht mehr hat, die Sache ferner zu besitzen, und kein physisches Vermögen, mithin auch keine Befugnifs, mehr haben kann, dieselben Rechte selbst auszuüben. — — In dem letzteren Falle erfolgt der *Übergang des Eigenthumsrechts* eher nicht, als nach dem Tode des Eigenthümers — zu einer Zeit, da dieser nicht mehr Eigenthum selbst besitzen, und also auch, was er nicht mehr hat, auf einen andern nicht übertragen konnte.

Der M. Ich fange an, zu ahnden, dafs Sie recht haben, Baron. Ich gestehe, dafs ich Ihren Gründen nichts von Belang entgegen zu setzen weifs.

Der B. Nur das positive Recht, dessen Endzweck das Beste der Societät ist, macht

das Eigenthumsrecht, *(dominium)* wenn man es in seinen Übergängen von einer Person auf die andere betrachtet, zu einem successiven Continuum, worin es keine Unterbrechung, keine Lücke giebt, die der Interimszustand der durch den Tod ihres Eigenthümers herrnlos gewordenen Sache bilden würde. Denn es bestimmt die Personen, deren Eigenthum die Sachen eines Verstorbenen sogleich werden, und ernennt endlich den Fiscus zum Universalerben solcher Personen, welche weder testirt, noch Anverwandten und Blutsfreunde zurückgelassen haben. Wenn man aber von den auf das gemeine Beste oder den gröfseren Vortheil der Societät abzweckenden Vorschriften und Bestimmungen des bürgerlichen Rechts abstrahirt, um unseren Gegenstand blofs nach Grundsätzen der Theorie des Naturrechts zu betrachten, so scheint es mir, dafs die Sachen eines jeden durch den Tod des alleinigen Eigenthümers herrnlos *(res nullius)* werden, und dafs folglich die erste Bemächtigung *(prima occupatio)* für denjenigen, der

sie unternimmt, abermals dieselbe rechtliche Wirkung haben müsse, welche sie für den vorigen Eigenthümer gehabt hat. Dieses Recht des neuen Okkupanten kann nicht durch eine willkührliche Disposition des vorigen Eigenthümers aufgehoben werden, welche erst zu einer Zeit gültig, und von ihrem Effekt begleitet werden könnte, da der Testirer — *quia non entis nullae sunt affectiones* — weder Fähigkeit noch Recht mehr hat, *selbst* *) zu besitzen, oder über etwas zu disponiren.

Der M. Aber was sagen Sie, Baron, zu dem Argument für die Gültigkeit der Testamente, welches Ihr Leibnitz, wie man mir sagt, aus dem erhabenen Lehrsatze von der Unsterblichkeit der Seele hergeleitet hat?

Der B. Leibnitz setzt den hienieden deklarirten Willen der *Seele* des Testirers, dafs diese oder jene bestimmte Person dereinst der Eigenthümer ihrer Güter werden

---

*) *Nemo plus juris quam ipse habet, in alium transferre potest.* DIGEST. DE REG. JURIS. —

solle, als in dieser Seele *fordauernd* und von seinen rechtlichen Wirkungen begleitet, voraus. Wenn wir aber erwägen, dafs die Güter des Testirers nicht sowohl das Eigenthum eines metaphysischen Wesens — der *Seele* — als eines physischen Wesens — des *Menschen* — waren, der durch seinen Tod alles Eigenthum in dieser Welt, mit der Fähigkeit, hier etwas zu besitzen und seinen Willen durch uns *verständliche* und *sichere* Zeichen zu erkennen zu geben, verloren hat, so werden wir sehr geneigt seyn, die Gültigkeit der Testamente nur von der auf das Beste der lebenden Societät abzweckenden Vorschrift der bürgerlichen Gesetze, und nicht von dem vermutheten Willen eines Wesens abhängen zu lassen, welches, den erhabenen Lehren der Religion zufolge, in eine andere uns jetzt nicht wahrnehmbare, Ordnung der Dinge versetzt, sich um die Tändeleien und Spielsachen seiner Kindheit wohl nicht mehr bekümmern wird.

Eilftes Gespräch.

Urrechte der Menschheit.

Der Markis.

Es giebt Leute, Baron! welche die Existenz des Naturrechts leugnen, so wie andere das Sittengesetz für eine Chimäre halten. Ein Lehrer der natürlichen, angebornen und unveräufserlichen Rechte des Menschen — die ihm *als Mensch*, nicht als Bürger oder Mitglied dieser oder jener politischen Gesellschaft, mithin unabhängig von willkührlichen Verträgen, menschlichen Concessionen und positiven Gesetzen, zukommen, ist ihnen ein *Professor Non entis.*

Der B. Diese Philosophen hegen meiner Meinung nach sehr unrichtige Begriffe, und setzen die Würde der menschlichen Natur allzu tief herab. Sollte, was existirt, und also vom ewigen verständigen Urwesen zum Seyn *bestimmt* ist, nicht auch zum Seyn *berechtigt* seyn?

Der M. Allerdings! mir däucht, kaum die subtilste Sophisterei könne die Evidenz dieses Satzes auf eine kleine Weile verdunkeln.

Der B. Meine Existenz ist Folge allgemeiner und besonderer Naturgesetze, also diesen gemäfs, wie die Folge ihrem Grunde. — Was den allgemeinen und besonderen Naturgesetzen gemäfs ist, das ist dem von uns vorauszusetzenden höchsten Naturzweck gemäfs, und legal in der erhabensten Bedeutung des Wortes. Oder soll nur das legal heifsen, was den unvollkommnen positiven, oder menschlichen Gesetzen gemäfs ist?

Der M. Nimmer, lieber Baron! Denn wonach können wir die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Billigkeit positiver Gesetze anders beurtheilen, als nach den unveränderlichen Grundsätzen der, die Natur der Dinge erkennenden, Vernunft? — Die allgemeine Vernunft ist also die natürliche kompetente Richterin des positiven Gesetzes, welches offenbar zu den Gegenständen der Kritik gehört. Durch sie ist uns die Norm gege-

ben, womit wir das Gesetz vergleichen, und es nach seiner Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit dieser Norm, entweder für weise, d. h. zweckmäfsig und gerecht, oder für thöricht, d. h. zweckwidrig und ungerecht, erklären können. — —

Der M. In der That, Baron, ich denke: wenn Recht weiter nichts, als Übereinstimmung der Handlungen mit dem positiven Gesetze wäre, so müfste die Bestimmung dessen, was für Recht oder Unrecht gelten soll, blofs von der Willkühr dessen abhangen, der das Gesetz giebt. Ein schrecklicher Gedanke! Als Mensch hätte ich gar keine Rechte. Ich erhielt sie erst als Bürger, in der politischen Gesellschaft, und der Gesetzgeber, der mir diese Rechte durch das Gesetz *A.* gäb, kann sie mir, wenn er will, durch das eben so gültige, und jenes wieder aufhebende Gesetz *B.* entziehen.

Der B. Recht mufs offenbar aus einem höheren Grunde Recht seyn, als blofs deswegen, weil das positive Gesetz, d. h. der

veränderliche, der unter den Einflüssen des Vorurtheils und der Laune stehende Wille einzelner, mit der Macht versehener, Menschen, es dafür anzunehmen gebietet. Ich bin — und durch jenen Akt der Allmacht, der mir das Seyn gab, deklarirte der Allmächtige meine Bestimmung, d. h. in unserer Sprache, und nach der Analogie unserer Handlungsart: seinen Willen! — — — Ich bin! und doch sollte ich nicht seyn dürfen? — Nein, von meiner naturgesetzmäſsigen Existenz ist das Recht zu seyn, als *erstes* meiner Rechte, unzertrennlich. Unmittelbare Folge dieses Rechts ist: das Recht, sich zu erhalten. Ich kann mir keine Existenz ohne alle Dauer, mithin kein Recht zur Existenz, ohne das Recht, diese Existenz fortzusetzen, denken. — — Der Erhaltungstrieb ist der erste, der unvertilgbarste unserer Triebe. Er weiset uns gerade auf unsere Bestimmung hin. — —

Der M. Sicher, Baron, hat der Mensch diesen von seiner Natur unzertrennlichen,

also naturgesetzmäfsigen Trieb, auch *aufser* und *vor* der bürgerlichen Gesellschaft. Die Gesellschaft erzeugt diesen Trieb nicht.

Der B. Aber der Mensch strebt nicht blofs, sich zu erhalten. Es will sich auch zufolge der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur, vervollkommnen. Zu dieser Vervollkommnung, die unläugbar seine Bestimmung, oder Naturzweck ist, wird Gesellschaft erfordert. Die Gesellschaft, und also auch der Staat, ist nicht Zweck, sondern Mittel. Das Mittel mufs aber dem Zweck untergeordnet bleiben. Der Trieb, sich zu erhalten und zu vervollkommnen, treibt den Menschen in den Staat. Der Staat erzeugt in ihm jenen Trieb nicht, und vermag ihn nicht auszulöschen. Ich kann ein Mensch seyn, ohne Bürger zu seyn; aber ich kann nicht Bürger seyn, ohne ein Mensch zu bleiben. — —

Der M. Sollte nicht etwa hieraus folgen, dafs der Staat, oder die bürgerliche Vereinigung nur die Behauptung und Beschützung der ursprünglichen Menschenrechte zum Zweck habe?

Der B. Veredlung und Vervollkommnung ist die Bestimmung des Menschen, und mufs also der Zweck seiner Thätigkeit seyn. Diese seine Bestimmung, die der Beobachter in den ursprünglichen Trieben, Anlagen und Fähigkeiten des Menschen deutlich lesen kann, wird durch die bürgerliche Gesellschaft so wenig aufgehoben, dafs diese letztere vielmehr nur ein Mittel zu Erreichung jenes Zweckes ist. Der Mensch hatte Rechte, schon *vor* seinem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, z. B. das Recht, sich zu erhalten, und seinen Zustand vollkommner zu machen. Die Begierde nach dieser Verbesserung seines Zustandes trieb ihn eben in den Staat. Wie könnte er Rechte, die von der Natur eines vernunftfähigen und perfektibeln Wesens unzertrennlich sind, in der bürgerlichen Gesellschaft, und durch dieselbe verlieren? — — Es giebt also primitive Rechte, die dem Menschen, in so fern er Mensch, nicht, in so fern er Bürger ist, zukommen. Diese Rechte sind unveräufserlich, weil der Mensch sich seiner vernünf-

tigen und perfektibeln Natur müfste entschlagen können, um sie verlieren zu können, und weil die bürgerliche Gesellschaft nur die Beschützung jener Rechte, nicht ihre Aufhebung, zum Zweck hat. Es sind aber auch alle Menschen in Ansehung dieser Rechte einander gleich. Wo sollte hier eine Ungleichheit herkommen? — Jene Rechte kommen dem Menschen, als solchem, zu. Da nun kein Mensch mehr oder weniger Mensch ist, als der andere, so können die Rechte quaest. auch keinem Menschen mehr oder weniger zustehen, als dem andern. — —

Der M. Indefs, fällt mir etwas ein, Baron! — Wenn die Stärke oder die Macht die Quelle des Rechts, oder das ist, woraus der Ursprung desselben hergeleitet werden mufs; mit andern Worten: wenn die Übermacht ein Recht giebt, so könnten, wegen der offenbaren Ungleichheit der Kräfte bei verschiedenen Menschen, auch wohl ihre Rechte ungleich seyn. — —

Der B. Das Recht des Stärkeren ist kein Recht. Es ist nichts als Mifsbrauch der Ge-

walt. Die Gewalt erzeugt kein Recht, so wie das Recht keine Gewalt erzeugen kann. Der Beweis gründet sich auf die gänzliche Ungleichartigkeit der Begriffe: Recht und Gewalt. Das Recht ist ein metaphysisch-moralisches Wesen, welches mit Muskelkraft und Bewegung, (oder Widerstand gegen Bewegung) wodurch die physische Stärke sich äufsert, nichts gemein hat. Von zwei Dingen, die nichts mit einander gemein haben, kann eins nicht die Ursache, oder der Erklärungsgrund des andern seyn. — —

Der M. Aber was helfen mir alle Rechte, Baron, wenn es mir an Macht fehlt, sie geltend zu machen? —

Der B. Die Gewalt ist wesentliche Bedingung (*conditio sine qua non*) der Ausübung des Rechts. Aber sie ist weit davon entfernt; der Grund, oder die Erzeugungsursache des Rechts zu seyn. Das Recht, z. B. mich zu erhalten und zu vervollkommnen, mir Güter, d. h. Mittel zur Verbesserung meines Zustandes, zu erwerben, und Übel,

Übel, d. h. Dinge, die mir schädlich, oder dem Zweck meiner Tendenz hinderlich sind, von mir zu entfernen, kommt mir zu, in so fern ich die menschliche Natur habe, d. h. in so fern ich ein vernünftiges, perfektibles, zufolge seiner ursprünglichen Einrichtung nach dem Besseren strebendes Wesen bin — nicht, in so fern ich diesen oder jenen bestimmten Grad der Kraft besitze. Folgende Sätze scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen, und die Gewifsheit geometrischer Theoreme zu haben: 1. Es giebt ursprüngliche, angeborne, von Verträgen und positiven Gesetzen unabhängige Menschenrechte, die also der bürgerlichen Gesellschaft ihre Entstehung nicht zu danken haben, und auch durch sie nicht aufgehoben werden können. Denn: 2. Diese Rechte lassen sich von der Natur eines vernünftigen und perfektibeln Wesens, welches ohne sie seine Bestimmung nicht erreichen könnte, nicht trennen. Sie dauern daher so lange fort, wie jene Natur selbst fortdauert, d. h. sie

sind unveräufserlich. 3. Alle Menschen sind in Ansehung dieser primitiven Rechte — welche keinesweges aus zufälligen Verhältnissen entspringen, worin der eine Mensch sich befindet, und der andere nicht — einander gleich. Denn es ist hier kein Grund der Ungleichheit denkbar. Rechte, die dem Menschen, in so fern er ein Mensch ist, zukommen, können dem einen nicht mehr und nicht weniger zustehen, als dem andern, weil der eine nicht mehr und nicht weniger Mensch ist, als der andere. — —

Der M. Ich gestehe Ihnen, Baron! dafs es auch mir scheint, als ob man Ihrer Theorie nichts von Belange entgegensetzen könnte. Es wäre recht sehr zu wünschen, dafs ein heller und gründlicher Kopf einmal das interessante Geschäft einer genauen Abzählung und demonstrativen Ausführung unserer ursprünglichen und unverlierbaren Menschenrechte — die bei jeder vernünftigen Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden müssen — übernehmen möchte.

Der B. Dieses Werkchen, wenn es mit

der erforderlichen Kürze, Deutlichkeit und Präcision geschrieben wäre, müfste der Katechismus der Gesetzgeber und der Staatsmänner werden. Es verstehet sich: derjenigen, welche die Gröfse ihres Berufs fühlen, und die Stimme der Menschheit hören, die ihre — an manchen Orten — durch Unsinn und Despotismus so lange gekränkten und mit Füfsen getretenen Rechte aus den Händen ihrer Verwalter reklamirt, von welchen sie Aufklärung und Menschenliebe zu fordern berechtigt ist. —

La voce d' un Filosofo é troppo debole contro i tumulti e le grida di tanti, che son guidati dalla *cieca consuetudine*, ma *i pochi saggi*, che sono sparsi sulla faccia della terra, mi faranno eco nell' intimo de' loro cuori; e se la verità potesse fra gl'infiniti ostacoli, che l'allontanano da un Monarca, mal grado suo, giugnere fino al suo trono, sappia, che ella vi arriva co' voti segreti di tutti gli uomini; sappia, che tacerà, in faccia a lui la *sanguinosa* fama dei conquistatori, e che la giusta posterità gli assegna il primo luogo fra i pacifici trofei dei Titi, degli Antonini, e dei Trajani. — Beccaria.

Zwölftes Gespräch.

Die Consolidation.

Wifslieb.

Freuen Sie Sich mit mir, Wahrmund, über die grofse Erfindung unsrer Zeiten, die Consolidation! Seit einiger Zeit wird sie in ganz Teutschland — vom Elsafs an bis fast nach Presburg — Mode. Alle Staaten geben Verordnungen zum — Consolidiren. Alle suchen die Besitzungen ihrer Bürger zu arrondiren, so wie einige Staaten sich selbst, in Beziehung auf auswärtige, zu arrondiren bemühet sind. Eine solche Consolidation hatte unser Kaiser vor, als er Brabant dem Churfürsten von der Pfalz überlassen und Baiern mit Böhmen vereinigen wollte, obgleich der sel. Superintendent Ziehen fast um dieselbe Zeit die Trennung Baierns von Böhmen vermittelst eines grofsen Spaltes weissagete, welchen bisher niemand gesehen hat. —

Wahrmund. Man kann es einem Staate nicht verargen, wenn er sich zu arrondiren sucht. Eigenliebe, Trieb sich zu erhalten und zu vervollkommnen, ist sein erstes Gesetz, fliefst aus seinem unveränderlichen Wesen. Es ist mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Aber eben so wenig kann ich es den Nachbarn eines solchen Staates verdenken, wenn sie sich gewisse Consolidationen nicht gefallen lassen wollen. Ein Körper, dessen Glieder nicht recht zusammenhangen, ist ein schwacher Körper. Aber wenn seine Theile sich einander nähern, wenn sie sich enger zusammenziehen, wenn sie, durch ein festeres Band verknüpft, sich bereichern — dann erlangt dieser Körper die herkulische Kraft eines Athleten, wenn alles übrige gleich ist. Diesem Athleten siehet man diesseits der Schranken gern zu, und bewundert seine Muskeln; aber man fürchtet sich doch heimlich, wenn man erwägt, es sei möglich, dafs man einst mit ihm und gegen ihn die Arena betreten müsse. —

Wifslieb. Ich bin begierig, diesmal blofs Ihre Gedanken von der Privatconsolidation zu erfahren.

Wahrmund. Auch sind wir, Gott sei Dank! gerade nicht zu Lehrern der Grofsen berufen.

Tandis que l'aigle atteint le séjour du tonnerre,
La timide Procne vole en rasant la terre!

Ich besafs drei kleine Grundstücke — erzählte mir meiner Nachbarn einer; sie lagen aus einander, wurden aber doch aus Liebe zum Gewinn, die uns zuerst gelehrt hat, wie man auf fernes Feld doch unverdrossen fährt, mit eisernem Fleifse kultivirt. Ich war mit meinem Eigenthum zufrieden. Es brachte mir ein, was es einbringen konnte, auch verbesserte ich es nach Möglichkeit. Unter den drei Grundstücken war eins, welches das Lieblingsplätzchen meines Grofsvaters sel. enthielt. In den letzten Jahren seines ehrwürdigen grauen Alters schlich er oft, wenn die wärmere Sonne seinen halberstorbenen Leib wieder zu beleben anfing, an

seinem Stabe gebückt hinaus, und setzte sich auf einen grünbemoosten Stein, der ihm nicht ausgerottet werden durfte, so ein guter Feldwirth er auch sonst war. Hier genofs er mit einer Empfindung, welche sonst nur das glückliche Vorrecht der Jugend zu seyn scheint, des Anblicks der untergehenden Sonne, und der lachenden Hügel, worauf ihre letzten Strahlen noch weilten. Hier kommentirte er, wenn sein Enkel hinaus kam, über den *Sirach*, den er für das gemeinnützigste, und mithin für das beste Buch im A. T. hielt, und erzählte mir alte Geschichten, die ich mit der dem kindischen Alter eigenen Gierigkeit verschlang. Ach! wie war — fuhr mein Nachbar fort — meine Seele an den biedern Alten und an dieses einsame Plätzchen gekettet, welches er so sehr liebte! Mit welcher Andacht zum Verstorbenen besuchte ich noch lange nach seinem Tode diesen moosigen Stein, der ihm zum Sitze und — zur Kanzel diente, von welcher herab er mich oft mehr erbaute,

als Se. Hochehrwürden, der Herr Pastor N.! Oft sagte der gute Alte zu mir: Junge! dieses Feld und dieses grüne Plätzchen hier lafs dir nicht nehmen, und wenn du dich bisweilen, wenn ich schon Staub bin, deines Grofsvaters lebhaft erinnern willst, so gehe hieher, und setze dich auf diesen Stein! — —

Was geschah? Man kam auf den Einfall, zu consolidiren. Der Amtmann bedeutete mir auf höheren Befehl, ich müfste das gedachte Feld, da es mir zu abgelegen sei, an die Anlieger abtreten, wogegen ich ein Grundstück bekommen sollte, welches mit meinen übrigen zusammen hing. Vergebens, — vergebens stellte ich vor: dieses Feld sei mir von unschätzbarem Werth — es sei mir durch kein anderes zu ersetzen — es sei mein rechtmäfsig erworbenes Eigenthum, wobei der Staat mich so lange zu schützen verbunden sei, als nicht seine Erhaltung, sage Erhaltung, ein Opfer von meiner Seite nothwendig mache. Ich gab zu bedenken, mein Grofsvater, der ungeachtet

seiner achtzig Jahre, fast so wenig radottiret hätte, als der Herr Amtmann selbst und ich, habe mir die Veräufserung dieses Grundstückes untersagt, und ich hätte ihm geschworen, es solle bei meinen Lebzeiten nicht in die Hände eines fremden Besitzers kommen. Der Amtmann schalt mich einen empfindsamen Gecken, bewies mir eben so grob als seicht, dafs der Wille oder Wunsch eines sterbenden Alten kein Gesetz für den klügeren Enkel sei — dafs ich das Feld räumen solle, dafs ich ein Raisonneur, ein widerspenstiger Kerl, ein Schlingel, und — Gott weifs, was mehr? — sei, und dabei blieb es!

Ich verlor die Geduld. Wie? Herr Amtmann, sprach ich, der sehnliche Wunsch, der leicht zu erfüllende sehnliche Wunsch eines rechtschaffenen Alten sollte in keinem Falle ein Gesetz für das Herz des klügeren Enkels seyn? — Wollte Gott, wir beide wären so klug, wie mein ehrwürdiger Grofsvater war!

Was? Du Schlingel; unterstehest du dich, mir den Verstand abzusprechen? — fuhr der Amtmann mich an. Ich ward in den Thurm gesteckt. Er berichtete an die höhere Behörde. Die Resolution kam: dafs man mich aus dem Besitz des Feldes quäst. setzen sollte. Sogleich räumte man es einem andern ein. Der Stein meines Grofsvaters sel. ward herausgeworfen, und ich — kann das geliebte einsame Plätzchen nun gar nicht mehr besuchen. Wenn man mich dort sehen würde, so würde man glauben, ich sei gekommen, um mich an dem jetzigen Besitzer durch Ausreifsen seiner Kartoffeln oder seines Kohls zu rächen.

Wifslieb. — Solch' einen Bauer habe ich in Israël nicht funden! Die verdammte Consolidation!

Wahrmund. — Sachte, Freund! — Ich bin wirklich überzeugt, dafs die Consolidation in vielen Ländern einen wahren Nutzen gehabt hat, und der Verbesserung der Landeskultur sehr zuträglich gewesen ist. Auch

tadle ich die Regierungen nicht. Sie hatten die beste Absicht, welche man mit Dank erkennen muſs. Nur — —

Wiſslieb. Miſsfällt Ihnen die Art von Gewaltthätigkeit, womit man oft den Landmann seines Eigenthums beraubt, um — das gemeine Beste zu befördern! Nicht wahr?

Wahrmund. Wenn die Staatsmänner mich böse machen, so werde ich ihnen den Schatten des Montesquieu herauf citiren, um ihnen zu wiederholen, was Montesquieu, ehe er unter die Cölicolen versetzt wurde, von der Consolidation geschrieben hat.

Wiſslieb. Montesquieu hätte von der Consolidation geschrieben? Wahrmund, Sie scherzen! Davon habe ich nie was gehört.

Wahrmund. Hören Sie es denn jetzt: *c'est un paralogisme de dire, que le bien particulier doit céder au bien public. Cela n'a lieu, que dans le cas, où il s'agit* — Merken Sie auf, Wiſslieb! — *de l'empire de la cité, c'est à dire, de la liberté du citoyen. Cela n'a pas lieu dans ceux, où il*

est question de la propriété des biens, parceque le bien public est toujours, que chacun conserve invariablement la propriété, que lui donnent les loix civiles. *Cicéron* — Ihr Liebling, wenigstens *pro rostris*, Wifslieb! — *Cicéron soutenoit, que les loix agraires étoient funestes,* (warum?) *parceque la cité n'étoit établie que pour que chacun conservât ses biens. Posons donc pour maxime, que, lorsqu'il s'agit du bien public* — wovon, *in parenthesi*, gewisse Leute so viel Geschrei machen, ohne deutlich zu wissen, was für ein Ding es ist — *le bien public n'est jamais, que l'on prive un particulier de son bien, ou même, qu'on lui en retranche la moindre partie par un réglement politique. Dans ce cas il faut suivre à la rigueur la loi civile, qui est le palladium de la propriété.* — —

Wifslieb. Montesquieu und der Mann von Tuskulum wollen also, dafs der Staat so wenig als möglich mit dem Privateigenthum spielen solle. In der That, der einzige Beweggrund, entweder in den Staat zu

treten, oder, wenn man darin ist, darin zu bleiben, scheint mir die gehoffte Sicherheit und Unverletzlichkeit meines Eigenthums zu seyn. Denn wenn der Staat mir wechselsweise nehmen und geben kann, was er will, so befinde ich mich im Walde, oder unter den Naturmenschen des ehrlichen Hans Jakob von Genf, wenigstens eben so gut. Ich bin da doch ungenirt, und wer ist das im Staate, wo tausend sichtbare und unsichtbare Ketten uns wund drücken?

Wahrmund. Ich umarme Sie, Wifslieb. Fahren Sie fort, was Sie behaupten wollen, auf sichere Erste Grundsätze, die aus der Natur der Dinge selbst, und nicht aus den Meinungen der Doktoren gezogen sind, zurückführen zu lernen. Wer einmal im Quasi-Besitz solcher, an der Erfahrung probirter, Grundsätze ist, darf hernach nur seiner Nase nachgehen, ohne sich an den Zuruf so vieler anmaafslichen Wegweiser zu kehren, wovon der eine unaufhörlich Rechts! und der andere unaufhörlich Links! schreit, dafs uns die Ohren gellen.

Wifslieb. Aber eins ist mir doch so überzwerch beigefallen, Wahrmund. Montesquieu eifert dagegen, dafs der Staat nicht um einer unrichtigen, übelverstandnen Idee vom gemeinen Besten willen — unter welchem, ihm allezeit zu Gebote stehenden, Vorwande so viele Bedrückungen ausgeübt werden — den Particulier seines Eigenthums berauben soll. Aber entschädigt er bei der Consolidation denjenigen, der ein Grundstück gegen seinen Willen — wie Ihr Nachbar — verliert, nicht dadurch, dafs er ihm ein anderes von gleicher Gröfse giebt?

Wahrmund. Glauben Sie, Signor Wifslieb! dafs der Gesetzgeber — dieser Schöpfer oder Zerstöhrer menschlicher Glückseligkeit — so wie der Geometer, zwei gleiche Gröfsen jedesmal für einerlei annehmen, und ohne Skrupel eine für die andere setzen kann?

Wifslieb. Nein, mein Lehrer, mein Freund! mein Erretter von den Sottisen der Doktoren! Gott, oder der gesunde Verstand, bewahre mich ewig vor diesem Glau-

ben! Die Gesetzgebung mufs aufser der Quantität, auch noch auf die Qualität der Grundstücke, welche die Art und Gröfse des Ertrags bestimmen hilft, Rücksicht nehmen. Aber dahin wollte ich eben. Wenn nun die Grundstücke, die ich verliere, mit denen, die ich erhalte, von gleicher Qualität sind, so ist mirs einerlei, ob ich A oder B besitze.

Wahrmund. Das Wort Qualität fafst sehr viel in sich. Meinen Sie, Freund, dafs für meinen ehrlichen Nachbar, dessen traurige Geschichte ich Ihnen erzählt habe, die Qualitäten des Grundstücks, womit man ihn zu entschädigen glaubte, denen des Feldes, welches man ihm, trotz allen seinen vernünftigen Gegenvorstellungen, nahm, je völlig gleich seyn werden? Haben Sie nie ein *pretium affectionis* auf irgend ein, Ihnen vorzüglich liebes, zum Bedürfnifs gewordenes Ding gesetzt?

Wifslieb. Wenn ich in die geheime Geschichte meines Herzens zurückgehe, Wahr-

mund, so finde ich freilich, dafs gewisse Gefühle, die der menschlichen Natur wenigstens keine Schande machen, mich bisweilen selbst an solche Dinge ketteten, die nicht mit fühlen zu können scheinen. Sie würden mir durch gewisse Beziehungen unentbehrlich, beinahe möchte ich sagen, heilig. Ich war Schwärmer genug, ihren Untergang für den Verlust eines Theils meines Wesens, für eine Vertilgung des bittersüfsen Andenkens an Personen und Ereignisse zu halten, welche ich mit eben so heifser, als vergeblicher Sehnsucht, aus der öden Ferne dämmernder Vergangenheit zurückrief, um mein düstergewordenes Leben durch ihren unvollkommnen Wiedergenufs noch einmal den schöneren Tagen des entflohenen Frühlings ähnlich zu machen. Aber freilich:

Quod si Threicio blandius Orpheo,
Auditam moderere arboribus fidem,
Non vanae redeat sanguis imagini,
Quam virga semel horrida,
Non lenis precibus fata recludere
Nigro compulerit Mercurius gregi. —

HORAT.

Aber

Aber was gehen unsere *sentimental journeys* in die Vergangenheit den Staat an, dieses ernste, Catonische, kaltblütige Wesen, welches so gerecht wie Aristides, und so mürrisch wie Phocion oder Nero's Präceptor ist?

Wahrmund. Sie machen mich lachen, ehrlicher Junge! Ich dächte, der Staat müsse mich auch bei der Ausübung einer unschuldigen — ihm gewifs nicht nachtheiligen, und wohl noch gar der öffentlichen Moralität und den feineren Empfindungen zuträglichen — Kaprize schützen. Diese Kaprize ist so sehr, als sonst etwas, mein Eigenthum, kann unter gewissen Voraussetzungen mir so wichtig werden, einen so wesentlichen Einfluſs auf meine Zufriedenheit und mithin auf mein Wohlseyn haben, daſs der Staat sich an mir versündigt, wenn er mir eine solche Kaprize durchaus nicht gestatten will. Einschränkungen der natürlichen Freiheit, — dieses so wesentlichen, so unersetzbaren Gutes, wovon ich bei meinem

Eintritt in den Staat doch nur den kleinstmöglichen Theil gegen die gröfstmögliche Entschädigung aufopfern wollte — Einschränkungen dieser natürlichen Freiheit, sage ich, sind nur in so fern gerecht, als sie durchaus nothwendig sind, und sie sind nur in so fern nothwendig, als der letzte Zweck der bürgerlichen Vereinigung ohne sie gar nicht erreicht werden kann. Denken Sie aber nicht, Wifslieb, dafs ich blofs aus dem Rechte ein *pretium affectionis* auf eine gewisse Sache zu legen, und eine gewisse Kaprize zu haben, gegen die Legalität erzwungener Consolidationen disputire! — — Ich könnte bei der Sache ein Interesse haben, welches, wenn ich so sagen darf, weit weniger das Gepräge des *Sentimentalismus* an sich trägt. Ich könnte gute Nachbarn verlieren — um nur Eins nahmhaft zu machen — und neue Anlieger bekommen, die ich aus besondern Ursachen zu fürchten hätte. Schon der Greis von Askra *) rühmt

*) Hesiod. Opera et Dies.

es, was für ein Glück es sei, gute Nachbarn zu haben. Und — Sie, Wilslieb, werden mir nicht böse werden, wenn ich Ihnen Ihren Liebling, den göttlichen *Lojoliden*, citire. *Vanière* singt:

Te quoque vicini juvat explorare coloni
Et studia et mores: neque enim est sapientis iniquam
Sponte parare sibi sortem, litesque perennes
Vicino cum fure suis transmittere natis. —

PRAED. RUST. — — —

Wilslieb. Also taugte die Consolidation nichts? —

Wahrmund. Das sage ich nicht. Noch einmal, Wilslieb; wenn die Bauern ihren wahren Vortheil im Ganzen je würden kennen lernen, so würden sie einsehen, dafs die Landwirthschaft im Ganzen bei der Consolidation gewinnt, und dafs die Regierungen, welche man so oft und so unverständig tadelt, ihren Dank verdienen. Es kommt aber nicht blofs darauf an, dafs man etwas thut, sondern oft auch noch auf die Art und

Weise, wie man es thut. Wenn man einst das Schul- und Erziehungswesen verbessert — dem Landmann einen einleuchtenden ökonomisch-moralischen Katechismus in die Hände gegeben, ihn über gewisse Zweige seines Interesse *) richtiger belehrt, und dem ihm nützlichen Grade der Aufklärung durch zweckmäfsigern Unterricht näher gebracht haben wird: dann wird jeder consolidiren wollen, und jede Consolidation rechtmäfsig seyn. Für heute genug!

---

*) Denn im Allgemeinen führt ihn sein Instinkt sicherer, als alle Bücherbelehrung.

Dreizehntes Gespräch.

Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht?

A. Nichts kann wahrer seyn, als der Inhalt der Zeilen, die ich so eben — ehe Sie kamen — in *Büffons* Naturhistorie las. *) Indem der beredte Verfasser die Nützlichkeit des Ochsen zu den Verrichtungen des Feldbaues preiset, setzt er hinzu: "dafs der Ochse "die Basis der Opulenz der Staaten sei, und "dafs die Staaten ohne die Kultur ihres Bo- "dens und Überflufs an Vieh sich nicht er- "halten noch in Flor bringen können." Dem Grafen von *Büffon* zufolge, sind Getreide und Vieh die einzigen reellen Güter. Alle andere, selbst Gold und Silber, sind nur

*) In der Zweibrücker Ausgabe des Büffonschen Werkes, im Tom. I. von den vierfüfsigen Thieren, p. 135.

willkührliche Guter, vorstellende Zeichen, Münzen des Kredits, die nur den Werth haben, welchen der Ertrag der Erde ihnen giebt. Der Ackerbau ist die Stütze, der Reichthum des Staates; der Ochse die Stütze des Ackerbaues, mithin — des Staates.

B. Eines jeden Staates?

A. Aller Staaten! — — Die Münze ist ein Zeichen, welches den Werth aller Waaren vorstellt. Dies ist Montesquieu's Definition der Münze, welche allerdings adäquat ist, und die Natur der Münze wohl ausdrückt. Münzen stellen also den wahren Reichthum vor. Dieser aber — worin könnte er anders bestehen, als in Getreide und — allenfalls Vieh, welches die einzigen reellen Güter sind?

So trugen die atheniensischen Münzen das Bild — das — lachen Sie nicht! — ehrwürdige Bild eines Ochsen, um — —

B. Um die Athener zu erinnern, dafs man sich, ehe man in Attika den Gebrauch der Metalle kannte, des Ochsen, als eines

gemeinschaftlichen Maafsstabes für den Werth der verkäuflichen Dinge bedient habe.

A. Lieber möchte ich sagen: 'um anzuzeigen, dafs der Ochse die Stütze des Ackerbaues sei, welches hinwiederum den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht.

B. Ich kenne keinen blofs Ackerbautreibenden Staat, welcher sehr reich wäre. Hingegen giebt es einige ziemlich reiche Staaten, welche beinahe keinen Ackerbau haben, und wo man von Ihren Stützen des Staates auch nicht viel mehr hält, als gerade nöthig ist, den bemittelten Bürgern die erforderliche Milch zu Thee und Kaffee zu procuriren.

A. Ich bitte Sie, nennen Sie mir diese Ausnahme von der Regel.

B. Ausnahmen, welche so bedeutend sind, dafs sie, wie ich fürchte, die Regel ganz aufheben. — Holland hat beinahe keinen Ackerbau, kann nur äufserst wenige Menschen durch seine Produkte ernähren. Gleichwohl ist es, nach Verhältnifs seiner

Gröfse, das volkreichste Land in Europa, und — eins der reichsten.

In Genua giebt es viele arme Leute, aber auch viele Reiche, und der Staat ist, trotz der grofsen Abnahme seines Handels, gewifs nicht arm. Er leihet den kriegführenden Mächten noch immer Kapitalien, und — wie mir däucht — er gewinnt dabei. Die Genueser haben eine unfruchtbare Küste, wenig Äcker, und so wenig Ochsen, dafs man diesen unmöglich die grofse Last aufbürden kann, die Stützen des genuesischen Staates zu seyn. Manufakturen — die Öhlpressen mit eingerechnet — und Kommerz — diese sind die Basis der politischen Existenz der Genueser, der Quell ihres Reichthums.

A. Erinnern Sie Sich lieber an England und China. Man hält dafür, England habe unter allen europäischen Ländern den blühendsten Ackerbau. Aber wo finden Sie auch eine blühendere Marine und gröfseren Reichthum? —

B. Freund, Sie scheinen mir zu vergessen, dafs unter manchen simultanen Dingen

blofs das Verhältnifs der Coëxistenz, aber keine Caufalverknüpfung Statt findet. Denken Sie an den Stock im Winkel, und den Regen. Als Sie die Logik hörten, wird Ihnen Ihr Professor mit diesem Exempelchen an die Hand gegangen seyn! — Indefs — ich gestehe es! — auch mir scheint zwischen dem blühenden Ackerbau, nnd der brillanten Marine und dem Nationalreichthum der Engländer, ein Zusammenhang Statt zu finden, der etwas mehr als blofses Koëxistential-Verhältnifs seyn dürfte. Nur ist die Frage: macht der Ackerbau in England die Marine so glänzend, und den Reichthum der Britten so überwiegend? oder, hat der Ackerbau daselbst seinen Flor den Manufakturen und dem Handel, als den Hauptursachen des brittischen Nationalreichthums, zu danken? Mich dünkt, letzteres dürfte der wirkliche Fall seyn. Ihrem eigenen Feldbau haben die Engländer gewifs nicht den gröfsten Theil ihres Reichthums zu danken. Um aber im Vorbeigehen auch noch das von Ihnen citirte

China mitzunehmen! — die Vorstellung ist ein wenig übertrieben, die Sie Sich von der Landkultur der Chineser machen. Unser guter *le Poivre* ist wohl ein Bischen Schuld daran. Er war für dieses Lieblingsvolk der Vorsicht — wie einige Autoren es vielleicht nicht ohne allen Grund nennen — enthusiasmirt. In dieser Stimmung siehet man Wunder, wo — keine sind. Übrigens, *in parenthesi*, sind die *Voyages d'un Philosophe* des alten Intendanten der Insel Frankreich eins meiner Favoritbücher.

A. Aber für China soll er zu sehr eingenommen seyn? —

B. Mir däucht es, und vielen andern ehrlichen Leuten auch. China hat grofsen Ackerbau. Aber kennen Sie nicht den Handel dieses Volks? seine zahlreichen Manufakturen und Fabriken, seine Seidenraupen? Wie viele Millionen Geld gehen nicht jährlich nur für Thee aus Europa nach China? Wie unbeträchtlich ist dagegen die Quantität der Waaren, welche den Gegenstand des

chinesischen Passivhandels mit uns Europäern ausmachen? — —

A. Darin mufs ich Ihnen Recht geben. Es ist wahr. Brodt ist so sehr das erste Bedürfnifs der Menschen, dafs einige Physiokraten den Menschen durch ein Thier, welches Brodt frifst, definirt haben. Indessen scheint mir nun wirklich das Brodt nicht mehr so sehr, wie ehemals, den Grund des Reichthums der Staaten auszumachen.

B. Die Definition, welche die Ökonomisten vom Menschen geben, ist nicht passend. Das Brodtfressen bezeichnet seinen specifischen Charakter nicht. Er hat es mit seinen Sklaven, den Hausthieren, gemein. Vor der Erfindung des Mehls und der Backöfen afs er Eicheln, Kastanien, Wurzeln, Obst und Fleisch

— quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.
Mox et frumentis labor additus.

VIRGIL.

A. Ich weifs es, dafs Sie der Physiokratie nicht günstig sind.

B. So wie der Abgabe 40 von 100. Mich dünkt, das sei excessiv. Aber dies im Vorbeigehen! — Einige seynwollende Staatsmänner sehen — wie ich zuverläfsig weifs — das Übermaafs der Auflagen sogar für ein souveraines Mittel an, den Landmann zum gröfstmöglichen Fleifse in Bearbeitung seiner Äcker zu zwingen, und dadurch den Ackerbau blühend zu machen.

"Man mache eine zahlreiche und nütz-
"liche Klasse von Bürgern erst recht arm,
"damit sie angetrieben werden, mehr zu ar-
"beiten und etwas zu gewinnen!" Ein abscheulicher Grundsatz! Ich freue mich darüber, dafs er nicht aus dem Herzen, sondern aus einem mifsgeleiteten Verstande geflossen ist.

A. Wirklich bringt Druck und Armuth viel leichter Trägheit und Verzweiflung, als gemeinnützige Thätigkeit hervor.

B. Wo ist der Bauer ärmer, als in Po-

len? Aber macht seine Dürftigkeit ihn fleifsig? — Reisen Sie durch das Gebiet Sr. Heiligkeit. Hier ist der Landmann eben so faul, als arm. Ich könnte noch mehr Beispiele geben. Aber Sie sagten schon selbst: drückende Armuth bringe eher Trägheit oder Verzweiflung, als gemeinnützige Thätigkeit hervor. Das ist in der Natur des Menschen. Wenn man aus Geiz oder Vorurtheil ihn die Früchte seines Fleifses und seiner Industrie nicht geniefsen läfst, so besorgt er, man werde ihn die Früchte seines verdoppelten Fleifses, seiner vermehrten Industrie, eben so wenig geniefsen lassen. Er arbeitet also lieber gar nicht, als ohne ein für ihn selbst fruchtbares Resultat. Das ist das Gesetz der Eigenliebe. Arbeiten? oder nicht arbeiten? — Zuverläfsig ist die Auflösung dieser Frage eine Affaire des Kalkuls.

A. Wir sind also beide der Meinung: dafs Unterdrückung, unter welchem prächtigen griechischen oder französischen Titel sie auch in ein System gebracht, und als das

beste Mittel, die Menschen zu beglücken, von den Dächern gepredigt werden mag — in keinem Fall etwas nütze sei!

B. Man wird noch öfter durch einen Paralogismus des Verstandes, als durch einen Fehler des Herzens zum Unterdrücker.

A. Mich freuet es, dafs Sie diese Moral nicht aus der Fabel, sondern aus der Geschichte gezogen haben. Ich würde mir sonst von der Gattung, wozu ich zu gehören die Ehre habe, einen fürchterlichen Begriff machen. Denn, lassen Sie es uns immer gestehen! — unnützer Zwang, das heifst, Unterdrückung, ist eine sehr allgemeine, und — ich mag es kaum hinzusetzen! — für den menschenfreundlichen Beobachter menschlicher Dinge sehr niederschlagende Erscheinung. Aber, ehe wir aus einander gehen, möchte ich noch von Ihnen wissen, wie Sie über die Anwendung denken, welche in gewissen kleinen Staaten — *exempla sunt odiosa!* — von dem politischen Postulat gemacht wird: vermehret die Bevölkerung!

B. Ich denke, dafs es das Schicksal wahrer Maximen ist, schief angewendet, und in den Händen der Halbdenker von schlimmen Folgen zu werden. Diese Ehrenmänner haben, wie das Sprichwort sagt, läuten gehört, ohne zu wissen, wo die Glocken hangen. Ein gewisser Staatsmann *vel quasi*, sagte neulich: je mehr Menschen wir in unserm Ländchen haben, je besser! — Je schlimmer! erwiederte ich, indem ich an gewisse Fälle dachte, woran ein allzeit fertiger Theorist — nicht denkt. Wie so? rief mein Kauz ganz erstaunt aus! und Sie wissen nicht, dafs von der grofsen Volksmenge die Macht und Glückseligkeit der Staaten abhängt? Je mehr Menschen also, je mehr Macht und — Glück. — Ich mufste lachen. Mir fiel *la Fontainens Perette* ein. Eine Reihe angenehmer und ihr sehr natürlich scheinender Erwartungen machte sie springen; nun war die Milch, worauf am Ende alles sich gründete, verschüttet, und die ganze schöne Aussicht auf einmal dahin. — — —

A. So viel scheint richtig zu seyn, dafs von der Volksmenge die Macht eines Staates, und von dieser zum Theil seine mögliche Glückseligkeit abhängt.

B. Unläugbar, Freund! — Indefs, sehen Sie, wie man oft in der Anwendung wahrer Grundsätze gröblich fehlet. Lassen Sie z. B. das Fürstenthümchen Monaco so sehr als möglich bevölkert seyn. Diese Bevölkerung verschafft ihm keine Macht. Die Macht eines Staates, der keine hundert Mann ins Feld stellen kann, bezeichnet der politische Arithmetiker mit o (Zero.)

Aufserdem ist es denn so ausgemacht, dafs die Glückseligkeit eines Staates von seiner Macht abhängt? Wie glücklich müfsten Franzosen, Chineser, Türken seyn? Glauben Sie, dafs die Republikaner des heil. *Marino*, worüber Sie *Addisons* Reise nach Italien lesen mögen, unglücklicher sind, als die Kalabresen und die Unterthanen des Pabstes, deren Beherrscher doch mächtiger sind, als das Völkcken von *San-Marino?* — —

Man-

Mancher gute Kopf entscheidet für kleine Staaten, *Schlosser* nicht allein.

A. Ich erinnere mich, dafs Sie einst sagten, von der Menge wohlgenährter Bürger hange die Glückseligkeit eines Staates ab.

B. Aber nicht von einer Menge nahrlosen Lumpengesindels, welches bettelt oder stiehlt, oder Beides zugleich thut. Wenn die Bevölkerung in kleinen Staaten, deren wir im heiligen Reiche, Gott weifs, wie viele? haben, in Ländchen, denen es an Kommerz und Manufakturen fehlt, über einen gewissen Grad hinausgehet, dann wird sie ein fürchterliches Übel — der wahre Weg zum Hungerleiden.

A. Aber wie finden wir den *terminum ad quem*, oder wie Sie es vielleicht mathematisch ausdrücken würden, das *Maximum* der Bevölkerung für solche Staaten? —

B. Nirgends, Freund, als in der Vergleichung der Volksmenge mit der Quantität des Ertrages der Äcker und Wiesen. Wenn ein blofs Ackerbau treibendes Land so viel

Einwohner hat, als es — bei gehörigem Anbau seiner kulturfähigen Ländereien — ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr *Maximum* erreicht. Wehe dem unerfahrnen Politiker, der dieses *Maximum* in ein: *et sic in infinitum*, verwandeln will! Alles, lieber *A* —, hat seine von der Natur selbst angewiesene Gränze, die man nicht überschreiten kann, ohne die natürlichen Verhältnisse der Dinge zu alteriren, und Disproportionen im Ganzen hervor zu bringen.

A. Sie haben Recht. Nicht die gröfste Bevölkerung — wie einige wollen — sondern die gröfste Glückseligkeit der vorhandenen Bürger — es mögen ihrer viel oder wenig seyn — mufs, meines Erachtens, als Endzweck des Staates angenommen werden. Nun hat man eingesehen, dafs dieser Zweck nicht erreicht wird, wenn der Bürger verhältnifsmäfsig zu wenig sind. Bevölkerung ist Mittel zu jenem Zweck, nicht selbst Zweck, wenigstens gewifs nicht letzter.

B. Sie haben meine Idee glücklich er-

rathen. Wenn der von Ihnen so richtig angegebene Zweck des Staates bei der allzugeringen Menge der Bürger nicht erreicht werden kann, so kann er eben so wenig erhalten werden, wenn der Bürger zu viel sind. Ich setze ein Ländchen voraus, dessen Einwohner blofs von Ackerbau und Viehzucht leben. Mit der Zahl der Bürger vergröfsert sich offenbar die Consumtion. Aber vergröfsert sich auch mit ihr verhältnifsmäfsig die Fruchtbarkeit und der Ertrag der Äcker und Wiesen? — Da ein kleiner teutscher Staat an Conquêten nicht denken darf, und mithin — wenn alles Übrige gleich ist! — jede merkliche Erweiterung seiner Gränzen wegfällt, so mufs man die Zahl seiner Äcker und Wiesen als eine fixe und unveränderliche Gröfse betrachten. Eben so den Ertrag derselben. — — Denn ob es gleich einer verbesserten Kultur bisweilen gelingen kann, die Beschaffenheit des Bodens zu unserem Vortheil in etwas abzuändern, so bleibt doch die Natur der Erdstriche — so weit

unsere Erfahrung reicht — im Wesentlichen immer sich selbst gleich. Die Qualität der Erdarten, und die Einflüsse des Himmelsstriches setzen der Fruchtbarkeit des Bodens bestimmte Schranken.

A. Ich merke, wo Sie hin wollen. Wenn nun der Bürger mehr werden, so werden Theilungen der Grundstücke unvermeidlich. Die Grundstücke werden immer kleiner, und sind bald nicht mehr hinreichend, ihren Inhaber zu ernähren. Man macht zwar Verordnungen, diesem Übel zu steuern: Aber man verhindert dadurch höchstens die allzusehr ins kleine gehenden Zerstückelungen der Güter — nicht die Existenz der Bettler. Oft nimmt man zu allerlei verkehrten Methoden seine Zuflucht, um die Summe des kultivirten Landes zu vergröfsern. Man rottet den Rest der Wälder aus, der uns aus den Zeiten der Auerochsen und Elennthieren in Teutschland übrig geblieben ist. —

B. Mich fängt allemal durch eine Art

von Anticipation zu frieren an, wenn ich an das Schicksal unserer Nachwelt denke. Die Staatsmänner in gewissen Gegenden scheinen in ihrem flanellenen Schlafrock, und hinter dem warmen Ofen zu vergessen, unter was für einer hohen nördlichen Breite wir leben. Wälder sind uns so nöthig als Äcker und Wiesen. Holz hat den Werth des Brodtes. *Vanière*, dessen *Praedium rusticum* Sie so gerne lesen, ist mir um so viel lieber, da er sich der Wälder so eifrig angenommen und so rührend um ihre Schonung geflehet hat.

A. Nicht einmal der Musen zu gedenken, welche so gern die heiligen Schatten der Wälder besuchen, und der Dryaden, die den Freund der Natur mit Weisheit begeistern — was werden unsere Enkel haben, um ihre Suppen zu kochen? wovon werden sie ihre Häuser bauen? womit ihre Öfen heizen? —

B. Dem Ackerbau die Wälder aufopfern, damit das Land einige Menschen mehr küm-

merlich ernähren kann — nichts ist widersinniger.

A. Nichts ist widersinniger!

B. Wahrlich, es war eine Freude, als ich im vorigen Sommer von der Höhe der Wartburg die grofsen Wälder übersah, die sich unten ausbreiten. Glückliches Land, sprach ich zu Eisenach, dessen Bewohner den Frost nicht fürchten dürfen!

Anhang zum ersten Gespräch:

Die Wälder.

So gewifs es vor mehrern Jahrhunderten ein Verdienst war, Wälder auszurotten, um Platz zu Äckern und Wiesen, Städten und Dörfern zu gewinnen und der zunehmenden Menschenmenge Wohnung und Nahrung zu verschaffen; so gewifs würde es jetzt in manchen Gegenden ein Verdienst seyn, wenn man, statt mit der Verwüstung der Wälder, welche die Axt unserer Vorfahren und die schlechte Ökonomie unserer Staatswirthe uns übrig gelassen hat, unbesonnener Weise fortzufahren, auf die Erhaltung dieser kostbaren Überbleibsel nicht nur ernstlich bedacht seyn, sondern auch die Anpflanzung neuer Waldungen, in der patriotischen Absicht, das Wohl unserer Enkel zu befördern, mit thätigem Eifer besorgen wollte. Man durchlaufe Europa von Riga bis Lissabon, von den Gränzen Sibiriens bis an den Hel-

lespont! überall wird man die Abnahme und den Ruin der Wälder wahrnehmen! — Ihr wenigen Staaten Europens, die ihr noch das Glück habet, innerhalb eurer Gränzen grofse zusammenhängende Wälder zu besitzen! ach! — möchtet ihr diese Wohlthat der Natur zu würdigen wissen! — Sie ist euch von unschätzbarem Werthe. Nie müsse das mörderische Beil in diese finstern Retraiten der wilden Natur verheerend eindringen, nie die verwüstende Flamme von Berg zu Berg fortlaufen, den grauen Scheitel dieser alten Denkmäler von der Majestät der Natur, seines grünen Schmuckes berauben, und ihr furchtbares Geräusch jene tiefe Stille unterbrechen, die nur im Asyl der friedlichen Bewohner des Waldes herrscht, seitdem der Mensch alle Elemente und alle Welttheile plündert, seine Habsucht und seine Wollust zu befriedigen.

Ich klage meine Gattung nicht an; ich weifs es, dafs der Mensch, durch das Gefühl vermehrter Bedürfnisse auf manche Ideen

geleitet, ein Erfinder geworden ist, und durch Übung seinen Verstand, den ich als den edelsten Theil seines Wesens betrachte, geschärft hat. Wie Neptun, fliegt er auf den tobenden Wellen daher, und sie scheinen seinem mächtigen Dreizack zu weichen. Äolus selbst ist ihm weniger furchtbar, seitdem er, mit den Gesetzen der Hydraulik und Hydrostatik bekannt, Schiffe zu bauen und zu regieren gelernt hat. Über alle Theile der sinnlichen Welt, diesseits des Mondes, äufsert er eine Herrschaft, welche eben so legitim als unerwartet ist. Denn sie ist die Herrschaft der Vernunft über das, was dieses höchsten Vorzuges der Geschafenen beraubt, und zu Zwecken modifikabel ist. — — Aber — indem er seine Vorzüge, den Adel seiner Natur, erkennt, vergesse er nie, dafs *er* nicht das einzige Wesen in der Welt ist und nicht allein an ihre Wohlthaten Anspruch zu machen hat. Warum sollte er — dessen allzu grofse Vermehrung ihm selbst eben so nachtheilig werden würde,

als die übermäfsige Vermehrung der unbändigsten Raubthiere — die sichern Schatten entlegener Wildnisse seinen Blutsverwandten, den Thieren, mifsgönnen? Der Wolf — so unedel auch sein specifiker Charakter ist — wird, bestimmt grofse Wälder und unfruchtbare Heiden zu bewohnen, die Heerden der entfernten Flur nicht angreifen, die von wachsamen Schäfern und grimmigen Hunden bewacht werden, indefs er unter den Schaaren des im Innern der Wälder irrenden Wildes seine Beute finden kann. Der Bär, stärker, aber von Natur weniger menschenfeindlich als jener, begnügt sich, Waldthiere zu würgen, oder von Wesen des vegetabilischen Reichs seine Nahrung zu ziehen, wenn düstere schattichte Einöde seinen stillen Aufenthalt dem Blicke des blutdürstigen Jägers verbirgt.

Und — eben diese meilenlangen Wälder, die der Eigennutz wenigstens euch werth machen sollte, ihr bedürfnifsvollen Sterblichen! — diese Wälder, sind *sie* es nicht,

die euch den Stoff zu Häusern, Schiffen, und tausend Dingen liefern, welche euer Bedürfnifs geworden sind? — —

Anhang zum zweiten Gespräch:

Die Bevölkerung.

Man hat den richtigen Grundsatz anerkannt: dafs die Macht eines Staates, die allerdings ein Mittel zur Beförderung seiner Glückseligkeit ist, nicht sowohl von der Gröfse seiner Länder, als von der Menge bemittelter Bürger abhängt. Allein in keiner Wissenschaft ist, wie Hume mit Recht sagt, der erste Anschein betrüglicher, als in der Politik. Der an sich wahre Grundsatz von der Bevölkerung ist nicht selten mifsverstanden und sehr schief angewendet worden. Man hat, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, grofse und kleine Staaten, die in obiger Rücksicht nicht als ganz homogene Wesen zu betrach-

ten sind, über *einen* Leisten geschlagen, ohne zu bedenken, dafs die Macht eines Staates, der, wie Monako oder die Republik San-Marino, keine funfzig Mann in das Feld stellen kann, auf der politischen Zahlentafel gleich Null ist, dafs die Einwohner solcher kleinen Staaten, wenn alles Übrige gleich ist, bei aller politischen Impotenz ihrer Regierungen, doch eben so glücklich seyn können, als die Bürger gröfserer Staaten, dafs zu diesem Bürgerglück zwar eine, der Gröfse, und dem bei gehöriger Kultur möglichen Ertrage des Landes proportionirte Bevölkerung gehört, die ohne Nachtheil des Landes keine beträchtliche Verminderung leiden darf, dafs aber auch ein grofser Zuwachs dieser Volksmenge *dem* Staate sehr schädlich seyn würde, dessen Bürger blofs von den Früchten ihres Feldes und den Produkten ihrer Heerden leben müssen. Ohne Handel, ohne bedeutende Fabriken, ohne Marine, sind die Einwohner blofs auf Ackerbau und Viehzucht eingeschränkt. Nun fällt

es in die Augen, dafs sie, die keine Conquêten machen, und der Natur keine neue Gesetze vorschreiben können, aufser Stande sind, ihre Äcker und Weiden gröfser und ergiebiger zu machen. Ein Fleck, welcher von den Händen des Fleifses angebauet, hundert Menschen bequem ernährte — wird er deren auch zwei oder dreihundert mit Lebensbedürfnissen hinreichend versorgen können? — Hat ein Ländchen von der von mir vorausgesetzten Art, herrnlose Wüsten um sich, die man occupiren und urbar machen könnte? — — In Europa dürfte dieses der Fall nicht seyn! — — Auch setzt, wie die Erfahrung lehrt, die Natur den Wirkungen unseres Fleifses im Anbau der Grundstücke, durch die Einflüsse des Klima, und die an unveränderliche Gesetze gebundene Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens bestimmte Grenzen.

Überhaupt vergesse man nicht, dafs Bevölkerung nie Zweck, nur Mittel ist *),

*) Gewisse Staaten, deren Vorsteher das Un-

dafs sie sich innerhalb gewisser Schranken halten, oder ein gewisses Maafs nie überschreiten mufs, wenn sie den Namen eines dem Zweck angemessenen Mittels verdienen soll, und dafs es weder ein Glück, noch ein Verdienst ist, die Zahl der Bettler und Hungerleider zu vermehren. — —

---

glück haben, Conqueranten seyn zu wollen, statt die innere Verfassung ihrer Reiche zu corrigiren und den Wohlstand ihrer Unterthanen zu vermehren, scheinen die Bevölkerung als Zweck anzusehen, nicht als Mittel. Sie brauchen grofse Heere besoldeter Sklaven, deren trauriges Geschäft bisher in gewissen Reichen war, den wehrlosen friedlichen Bürger zu unterdrücken, und die Provinzen mit Unrecht gereizter Nachbarn zu verheeren. — — —

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

INHALT.

Vorrede. . . . . Seite 3

Erstes Gespräch. Die Wälder. 5

Zweites Gespräch. Die Bevölkerung. . 33

Drittes Gespräch. 49

Viertes Gespräch. Die stehende Militz. 60

Fünftes Gespräch. Gesetzgebung. Moral. 75

Sechstes Gespräch. Von der Gesetzgebung. 85

Siebentes Gespräch. Von der Gesetzgebung. 103

Achtes Gespräch. Das Recht zu strafen, und Endzweck der Strafen. 118

Neuntes Gespräch. Ueber reelle und persönliche Majestät. 138

Zehntes Gespräch. Ungültigkeit der Testamente nach dem blosen Naturrecht. 153

Eilftes Gespräch. Urrechte der Menschheit. 169

Zwölftes Gespräch. Die Consolidation. 180

Dreizehntes Gespräch. Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht? 197

Anhang zum ersten Gespräch. Die Wälder. 215

Anhang zum zweiten Gespräch. Die Bevölkerung. 219

Bayerische Staatsbibliothek München

X XI. 83
VIII. 90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knoblauch, Karl <<von>>,

Politisch-Philosophische Gespräche

Bd.: 1

Berlin (1792)

Pol.g. 466 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769576-0
VD18 80373011-001